

Die  
Geheimnisse von Neu-Wien  
oder  
Wien im Jahre 1870.

Socialer Roman  
aus der Gegenwart Wien's.

Von

\* \* \*

II. Theil:

Der Gründungschwindel.

---

Wien 1871.

Herausgeber: J. Ch. Schreyer.

Verantwortlicher Redacteur: J. Ch. Schreyer.



Druck von A. Switiroch in Wien.



## Erstes Capitel.

### Im Palais auf der Ringstraße.

Wenn Du, mein lieber Leser, an den glänzenden Palästen der Ringstraße entlang gehst und nach den Spiegelscheiben der Fenster emporschaust, beschleicht Dich vielleicht, wenn Du nicht zu den wenigen Bevorzugten gehörst, denen die Glücksgöttin in die Wiege Reichthümer gelegt, ein Gefühl des Neides, und Du grollst mit dem Schicksal, welches Dir den dornenvollen Fußweg zwies, während ein Anderer, vom Glück getragen, sorgen- und kummerlos dahintändelt.

Vielleicht lehnt in dem Augenblick, wo Du vorübergehst, der Besitzer des Palastes am Fenster und beneidet Dich, daß Du die Sorgen und den Kummer nicht kennst, die ihn belasten.

Ob das gerade die Gedanken sind, welche durch das Gemüth des Millionärs Ritter von Festheim ziehen, der an einem Fenster seines

Palais auf der Ringstraße steht, wissen wir nicht, aber angenehme Gedanken sind es wohl kaum, welche den reichen Mann bewegen, denn seine Stirne ist umwölkt und sein Auge schaut düster.

Er scheint Jemanden zu erwarten, er blickt die Ringstraße hinauf, ob er den Kommenden noch nicht entdecken kann. Wie es scheint, ist seine Ungeduld vergeblich.

Unmuthsvoll geht er im Zimmer auf und ab. Da läutet es.

Ritter von Festheim bleibt stehen, um zu hören.

Es ist eine Stimme, welche ihm bekannt zu sein scheint.

„Er ist es,“ murmelt er leise.

Im Augenblick ist der Ausdruck des Unbehagens, der vorher auf dem Gesicht lag, verschwunden und hat einem gewissen Stolz Platz gemacht. Das Bewußtsein des Millionärs lag wieder auf dem Gesicht ausgeprägt.

Der Bediente kam und brachte eine Karte.

„Soll eintreten!“ sagte Ritter von Festheim kurz.

Die Thür öffnete sich.

Der Mann, der da unter vielen Bücklingen hereinschlüpft, ist uns bekannt.

Es ist niemand Anderer als Herr Pinkus

Bragan, den wir aus jener Unterredung mit dem Hofrath von Treuenfels kennen.

Es sind seit jener Zeit fast zwei Jahre vergangen, denn wir befinden uns jetzt im Frühsommer des Jahres 1869.

Das Aussehen des Herrn Bragan hat sich seitdem wesentlich verändert. Zwar ist sein Gesicht noch dasselbe und hat auch denselben raubvogelartigen Ausdruck von damals, aber die Kleidung des Herrn Bragan ist sorgfältig nach dem neuesten Schnitte gewählt, was darauf schließen läßt, daß die finanziellen Verhältnisse des Geschäftsmannes sich sehr zu seinem Vortheile geändert haben.

„Herr Baron haben mir die Ehre erwiesen, mich rufen zu lassen; ich bin erschienen — Herr Baron.“

Festheim hat in einem der Fauteuils Platz genommen und winkt mit einer nachlässig herablassenden Handbewegung Herrn Bragan, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Ich bin kein Baron,“ wirft Festheim hin.

„Haben aber die größte Anwartschaft darauf,“ erwidert schlagfertig Bragan, sich mehrmals wie ein zusammenknickendes Taschenmesser verbeugend.

„Lassen Sie das. Ich habe Sie wegen des Geschäftes rufen lassen, von welchem ich schon

mit Ihnen gesprochen. Sind Sie bereit, mir die Wechsel zu überlassen?"

„Ich habe schon gesagt, Herr von Festheim, daß ich mache mit Vergnügen das Geschäft, daß ich aber von meiner Forderung nicht ablassen kann um einen Kreuzer.“

„Sie sind verrückt. Ich soll Ihnen dreißigtausend Gulden zahlen für Wechsel, von denen ich weiß, daß sie Ihnen nur achttausend gekostet haben, und die zudem noch falsch sind.“

„Wollen wir nicht untersuchen, ob die Wechsel sind falsch oder echt, sind sie falsch, desto besser, werden sie bezahlt um so sicherer, weil darauf steht der Name des Herrn Hofraths von Treuenfels.“

„Sie wissen aber ganz gut, daß der Hofrath eine solche Summe nie zahlen kann und nie zahlen wird, daß ich also sehr wahrscheinlich effectiven Schaden bei dem Geschäfte erleiden werde.“

„Wenn Herr von Festheim glauben, Schaden zu erleiden, werden Herr von Festheim das Geschäft nicht machen. Wenn ich gebe die Wechsel billiger als zu dreißigtausend Gulden, erleide ich Schaden, und ich bin ein armer Geschäftsmann.“

„Schaden, Sie? wo Sie das Vierfache der geliehenen Summe erhalten?"

„Gewiß Schaden. Entschuldigen, Herr von



Festheim, ist es nicht für Sie Schaden, wenn Sie weggeben eine eiserne Cassé für siebenhundert Gulden, wenn Sie für dieselbe Cassé achthundert bekommen können?"

„Gewiß.“

„Nun also. Ich bekomme jeden Tag dreißigtausend Gulden für die Wechsel, warum soll ich sie geben billiger?"

In dieser Weise unterhandelten die beiden Geschäftsleute wohl noch länger als eine Viertelstunde, bis endlich Festheim sah, daß es unmöglich sein würde, Pragan zu bestimmen, an der Summe etwas nachzulassen. Er händigte ihm daher den Betrag von dreißigtausend Gulden ein, und vergnügt verließ ihn dann Pragan, sich immer und immer wieder vor seinem mächtigen Glaubensgenossen verbeugend.

Festheim betrachtete diese Wechsel. Es war ein Zufall gewesen, welcher ihn in Kenntniß von den Falsificaten gesetzt, er hatte lange mit dem zähen Pragan unterhandelt, jetzt endlich, da er auf den Besitz der Wechsel großen Werth legte, hatte er die geforderte Summe, von der er hoffte, daß sie ihm reiche Zinsen tragen würde, geopfert. Mit funkelnden Blicken, wie ein Raubthier sein Opfer, so betrachtet er diese kostbaren Papiere, welche ihm die ganze Ehre und Existenz eines hohen Staatsbeamten in die Hand gaben

und diesen gewissermaßen zu seinem willenlosen Werkzeug machten.

Das Ministerium der neuen Aera, das Bürgerministerium, befand sich jetzt fast ein Jahr in seinem Amt. Es war das erste Mal, daß die Partei des liberalen Bürgerthums am Staatsruder saß, und wie große Hoffnungen hatte das Volk nicht daran geknüpft! Damals, im Frühjahr 1868, als die confessionellen Gesetze wenigstens theilweise den Bann lösten, in welchen das Pfaffenthum das österreichische Volk geschlagen, da schien es, als ob ein Morgengrauen über diese Länder gehen wolle, damals hofften selbst diejenigen, welche sonst an der Zukunft Oesterreichs verzweifelten. Zum ersten Male seit den Zeiten des großen Kaunitz war es, daß in Oesterreich Minister regierten, welche nicht blos das Vertrauen der Krone, sondern auch des Volkes genossen.

Bittere Enttäuschung war seit Jahresfrist an Stelle dieser schönen Hoffnungen getreten. Nach einem kurzen Anlauf gesetzgeberischer Reformen war das Bürgerministerium in absolute Unthätigkeit versunken, gegen die erwachten freieren Regungen des Volkes entfaltete es dagegen alles mögliche Mißtrauen, und behandelte namentlich die Arbeiterpartei ganz vom Standpunkte der rein absolutistischen Polizeigewalt aus.



Nur nach einer Richtung hin entfaltetete das Ministerium eine freiheitliche Thätigkeit. Es ermunterte, da es besonders auf die besitzende Classe sich stützte, das Bank- und Börsenwesen. Ein in der Geschichte Oesterreichs bisher noch nicht dagewesener Drang, Banken und Actiengesellschaften zu gründen, entstand. Ueberall wuchsen neue Unternehmungen aus dem Boden, von ihren Gründern mit glänzenden Worten angepriesen. Eine allgemeine Hast, Geld zu gewinnen, rasch und mühelos Geld zu gewinnen, bemächtigte sich aller Gemüther. Die Börse war fieberhaft aufgeregert, und selbst auf die Kreise des Publicums, welche sonst der Börse gänzlich fern standen, trug sich der verderbliche Börsenschwindel, und die kleinen Leute nahmen ihre Ersparnisse, um sie dem Moloch „Börse“ in den unersättlichen Rachen zu werfen.

Der kleine Speculant verliert immer, während die Magnaten und Fürsten der Börse, die Millionäre, welche in erster Linie Alles in der Hand haben, Gewinn auf Gewinn häufen. Zu diesen „Börsenwölfen“, wie der k. k. Handelsminister Schaeffle ganz treffend derlei Leute, welche schlimmer häufen als die Raubthiere, nennt, gehörte auch Ritter von Festheim. Er war ebenfalls „Gründer“, und sein Name figurirte

in den Mitgliederlisten vieler Verwaltungsräthe von Actiengesellschaften aller Art.

Er war gerade jetzt wieder mit einer Gründung beschäftigt, und wir werden dabei kennen lernen, welche Mittel hinter den Coulissen angewendet wurden, um allerlei Concessionen und Vortheile von der Staatsregierung auf geradem oder krummem Wege zu erhalten.

Er saß noch sinnend in seinem Fauteuil, als ihm von seinem Diener wieder ein Herr gemeldet wurde.

„Wer ist es?“ frug er, „hat er keine Karte abgegeben?“

„Nein!“

„Ich bin nicht zu Hause, sagen Sie ihm das, und ich wiederhole Ihnen, was ich schon so oft gesagt, daß Sie mir Niemanden melden, dessen Namen Sie nicht wissen.“

Der Diener ging, kam aber bald darauf zurück.

„Der Herr hat mir diesen Zettel gegeben. Er wisse ganz bestimmt,“ sagte er, „daß Herr von Festheim zu Hause seien, ich solle das Papier abgeben, dann werde Herr von Festheim ihn jedenfalls empfangen.“

Festheim las den Zettel. Er entfärbte sich.  
„Soll eintreten!“ sagte er kurz.

Der Mann, welcher nun erschien, machte gerade keinen sehr empfehlenden Eindruck.

Er war hochgewachsen, etwa Mitte der vierziger Jahre, jedoch trug sein Gesicht die Spuren aller möglichen schlechten Leidenschaften, so daß er viel älter aussah, als er den Jahren nach war. Namentlich eine vom Trinken geröthete Nase, deren unangenehme Mißbildung am meisten auffiel, gab seinem Gesicht einen widerlichen Ausdruck.

Ungenirt, als sei er ein intimer Freund Festheim's, nahm er in einem der Fauteuils Platz und, ohne die Anrede des Millionärs abzuwarten, begann er:

„Wir haben uns lange nicht gesehen!“

Festheim antwortete nicht. Er betrachtete seinen Besuch mit einer äußerlich gleichgültigen Miene, aber aus dem Funkeln seiner Augen konnte man entnehmen, daß ein tiefer Haß ihn gegen den Mann, der da mit ruhiger Frechheit vor ihm saß, erfüllte.

„Ist Ihnen mein Besuch unangenehm?“ frug der Andere weiter.

„Ja,“ entgegnete Festheim ruhig, „nicht bloß unangenehm, sondern auch unerklärlich, denn nach unserer letzten Abmachung sollten Sie niemals mehr mich belästigen. Sie halten unseren Ver-

trag schlecht, ich werde dasselbe thun und ihn auch brechen.“

Der Angeredete antwortete nicht, sondern nahm eine Cigarre aus der Tasche und zündete sie mit großer Seelenruhe an. Nachdem er einige Wolken in die Luft geblasen, begann er ganz phlegmatisch mit fast höhnischer Betonung:

„Mein lieber Herr Ritter von Festheim, wir sind alte Bekannte und waren einst gute Freunde. Warum sollen wir uns ereifern? Ich komme nicht her, um unsern Vertrag zu brechen, sondern um ihn noch fester zu schließen. Machen wir die Sache kurz und sprechen wir offen.“

Festheim war bei dem vertraulichen Tone, den der Mann anschlug, aufgesprungen.

„Herr Knauer, ich will mit Ihnen nichts zu thun haben, verlassen Sie sofort mein Haus, sonst rufe ich meinen Bedienten!“

Auch Knauer, wie der Eindringling hieß, war aufgestanden. Ruhig, die Arme über die Brust gekreuzt, stand er da, den aufgeregten Ritter von Festheim mit eisigen Blicken messend.

„Rufen Sie, klingeln Sie, es wird mir ein Vergnügen machen, Ihre Bedienten kennen zu lernen und ihnen den Beweis zu führen, wie Ritter von Festheim mit einem Mann verfährt, dessen Verbrechen ihm den Weg zur Ritterwürde gebahnt.“



Wie von einer Schlange gebissen, fuhr Festheim zurück.

„Rufen Sie,“ fuhr Knauer fort, „oder ich will lieber klingeln und Sie dieser Mühe erheben.“

Er schritt ruhig dem Tische zu, wo eine elegante Handglocke von Silber, mit dem Wappen Festheims geziert, sich befand.

„Bleiben Sie,“ rief dieser, einige Schritte vorwärts eilend, „was wollen Sie?“

Ebenso ruhig schritt Knauer wieder zu seinem Fauteuil.

„Wir wollen also ruhig mit einander sprechen. Hören Sie zu. Ich will mich verheiraten.“

„Sie?“ rief Festheim aus.

„Ja, ich, was ist dabei zu erstaunen, hat es doch schon ältere Männer gegeben, welche geheiratet haben.“

„Ja, gewiß, aber immerhin — — —“

„Nun, wie gesagt, ich will heiraten, und zwar ein Mädchen, welches Ihnen nicht unbekannt ist.“

„Mir?“

„Ja! Ihnen, Herr von Festheim, meine Braut heißt Anna Gernerth.“

„Teufel!“ entfuhr unwillkürlich den Lippen Festheim's, und in heftiger Erregung war er aufgestanden und schritt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Nun, was bringt Sie dabei so in Aufregung,“ begann Knauer wieder, „ist es Ihnen vielleicht unangenehm,“ fügte er höhniſch lächelnd hinzu, „daß wir in ſo nahe Verwandtschaft treten.“

Festheim hatte ſich inzwiſchen wieder geſaßt. „Mir iſt es gleichgiltig,“ erwiederte er, „heiraten Sie meinetwegen wen Sie wollen.“

„Und Sie wollen dem Mädchen keine Ausſtattung geben?“

„Nein!“

„Sie wollen auch nicht für das Kind, welches Anna Gerneth von Ihnen hat, ein Capital anlegen.“

„Nein, entſchieden nein!“

Knauer war aufgeſtanden und ſtellte ſich, die Hände in den Hoſentaſchen, vor Feſtheim, dieſen ſcharf fixirend, hin.

„Nun dann, Herr Ritter v. Feſtheim, dann will ich Ihnen meinen Vorſchlag machen. Hören Sie zu. Sie erlegen an meinem Hochzeitſtage ein Capital von dreißigtauſend Gulden in Baar, und verpflichten ſich ferner biſ zur Verehelichung Ihrer Tochter, welche, wie Sie wiſſen, jetzt in das fünfzehnte Jahr geht, derſelben eine Rente, wie alljährlich, fünfhundert Gulden, zu zahlen. Obiges Capital wird zur Hälfte für die Tochter bei dem Gerichte biſ zu deren Verehelichung



deponirt oder sonstwo sichergestellt, die andere Hälfte ist zur freien Verfügung der Mutter, meiner Braut Anna Gernerth. Wollen Sie das thun?“

„Nein! entschieden nein,“ entgegnete Festheim.

„In diesem Falle haben wir nichts mehr miteinander zu reden.“

„Ich überlasse Ihnen drei Tage Bedenkzeit, verharren Sie bei Ihrer Antwort, so werde ich das thun, was ich Ihnen wiederholt angedroht.“

Damit drehte er sich gelassen um, ergriff seinen Hut und ging zur Thüre hinaus.

Festheim hörte ihn bald darauf auch die Vorzimmerthüre hastig zuwerfen.

Der Millionär war allein. Dichte, sorgenvolle Falten lagerten auf seiner Stirn und nachdenkend schritt er im Zimmer auf und ab.

Endlich klingelte es.

Der Bediente erschien.

„Lassen Sie sofort anspannen,“ befahl er demselben.

Bald darauf stieg er in seine Equipage, dem Kutscher befehlend, zu dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Jakob zu fahren.

## Zweites Capitel.

## Weiße Slaven in Wien.

Ritter v. Festheim blieb ungefähr eine halbe Stunde bei seinem Rechtsfreund.

Die Conferenz schien sehr zu seiner Befriedigung ausgefallen sein, denn sein Aussehen, als er herunterkam, war wesentlich sorgensfreier, als bei seinem Hinaufgehen.

Er fuhr sodann nach jenem Hause in der Operngasse, in welchem, wie wir wissen, Frau von Eckartsberg und ihr Bruder, Hofrath von Treuenfels wohnten.

Er eilte die Treppe hinauf und klingelte bei Frau v. Eckartsberg.

Er wurde eingelassen und das Stubenmädchen führte ihn zu ihrer Dame.

Betrachten wir die Frau, welche wir im ersten Theile bereits erwähnt, etwas näher.

Frau v. Eckartsberg war eine Dame, welche bereits das vierzigste Lebensjahr überschritten, und eine üppige Fülle falscher brauner Locken trug. Sie empfing den Ritter v. Festheim so wie man einen alten Bekannten empfing. Festheim küßte ihr die Hand.

„Gnädige Frau,“ begann er, „ich komme in der Ihnen bewußten Angelegenheit. Die Wechsel sind in meinem Besitz.“

„Wirklich!“ rief Frau v. Eckartsberg und ein Strahl dämonischer Freude blitzte über ihr Gesicht.

„Ich acceptire,“ fuhr Festheim fort, „die Bedingungen, welche Sie früher mir gestellt. Haben Sie Ihre Nichte gesprochen?“

„Sie erwartet, daß ich sie rufen lasse. Sie ist von Allem unterrichtet.“

„Auch bezüglich der Wechsel?“

„Nein, das nicht, Ihrem Wunsche gemäß habe ich diese Sache ihr verschwiegen. Doch ist am Besten, Sie sprechen selbst mit ihr. Es ist jetzt die beste Zeit, sie ist allein zu Hause und kann jetzt am leichtesten abkommen.“

Die würdige Dame entfernte sich. Festheim wartete kaum zehn Minuten, dann erschien in der Thür des Salons Elise, des Hofraths von Treuenfels Tochter.

Das junge Mädchen war seit den ein und ein halb Jahren zu einer blühenden Schönheit geworden. Nur um den Mund hatte sich ein starrer, eisiger Zug gelegt, der mit dem im Ganzen kindlichen Ausdruck des Gesichts contrastirte, ohne jedoch irgendwie unangenehm aufzufallen.

Elise verbeugte sich.

Herr von Festheim ging ihr artig entgegen und führte sie in einen Fauteuil.

„Ihre gnädige Frau Tante, Fräulein, wird

Sie bereits über den Zweck unserer Besprechung verständigt haben. Es ist mein sehnlichster Wunsch, Ihnen dienen zu können. Ich bin bereit, Ihren Bräutigam, Baron Hornath, zu retten. Versügen Sie über mich."

Festheim hatte in den Ton seiner Stimme so viel Milde hineingelegt, als ihm überhaupt möglich war. Er erwartete Antwort.

Elise sah ihn mit großen Augen an. Es lag etwas Eigenthümliches in diesem Blick. Resignation in ein unvermeidliches Schicksal und Hoffnung.

"Ich bin zu Allem bereit," erwiderte sie ruhig, "sagen Sie mir, welche Bedingungen wir eingehen sollen?"

"„Wir“? Mein Fräulein," frug Festheim, "wen meinen Sie mit diesem ‚wir‘?"

"Nun, mein Bräutigam und ich."

"Fräulein," begann Festheim wieder, und seine Stimme klang gedämpft, aber sehr entschieden, "mit Ihrem Herrn Bräutigam möchte ich in der ganzen Angelegenheit nichts zu thun haben; betrachten wir die Sache lediglich als zwischen uns schwebend."

"Zwischen uns? Wie meinen Sie das?"

"Nun, wenn Sie mir gestatten, offen zu reden, so sei es. Eine Gefälligkeit fordert die



andere. Ich bin Ihnen gefällig, ich hoffe, Sie werden es mir auch sein."

Er näherte dabei, da er in einem Fauteuil unmittelbar neben Elise Platz genommen hatte, seine Lippen ihrem Ohr und sagte leise ihr einige Worte in dasselbe.

Entsetzt sprang das junge Mädchen auf.

„Nein, niemals!“ rief Elise aus. Thränen umflorten ihre Augen, und sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Dann, Fräulein,“ entgegnete Festheim kalt, „haben wir in der Angelegenheit nichts mehr zu sprechen. Dann mag mit Baron Hornay geschehen, was seine leichtsinnige Handlungsweise verdient.“

Elise blieb regungslos sitzen.

„Außerdem aber, Fräulein — Sie müssen den Druck, den ich in diesem Augenblicke auszuüben versuche, sich nur erklären durch die Stärke meiner Gefühle zu Ihnen — außerdem habe ich Ihnen noch eine andere Mittheilung zu machen. Sie wissen, daß Ihr Herr Vater wegen einer Wechselschuld eingeklagt ist, daß ihm die Pfändung seit einem Jahre und länger droht. Diese Wechsel befinden sich jetzt in meinem Besitze, und ich weiß, daß darauf eine Unterschrift sich befindet, welche Ihr Herr Vater, der Herr Hofrath von Treuenfels (Festheim sprach diese

und die nachfolgenden Worte mit scharfer Betonung) gefälscht hat. Im Fall Ihrer ernsthaften Weigerung, auf meinen Antrag von vorhin einzugehen, werde ich bei dem Landesgerichte gegen Ihren Herrn Vater die Anzeige wegen Wechsel-fälschung machen.“

Starr, wie betäubt von Schreck, hatte Elise zugehört. Weit geöffnet starrten ihre Augen den Sprecher an, jeder Tropfen Blutes schien aus ihrem Gesichte entwichen zu sein.

„Entsetzlich, entsetzlich,“ sagte sie leise. „Gibt es keinen Gott im Himmel, der sich meiner erbarmt?“

Festheim zog die Uhr aus der Tasche.

„Fräulein,“ sagte er, „meine Zeit drängt, die Ihrige vermuthlich auch. Nur eine halbe Stunde ist uns noch geschenkt, entscheiden Sie sich.“

Elise rang mühsam nach Fassung.

Sie zitterte; endlich gewann sie die Herrschaft über sich selbst wieder. Der kalte Zug um ihren Mund trat schärfer hervor als bisher.

„Ich nehme Ihren Antrag an,“ sagte sie mit tonloser Stimme, dann schien es, als ob die Kraft sie wieder verlassen wollte. Sie drohte umzusinken. Festheim eilte herbei und fing sie in seinen Armen auf.

---



Verlassen wir die Scene. Es ist ein Bild aus dem Sklavenmarkt, der in der großen Stadt täglich, Jahr aus, Jahr ein, getrieben wird. Ein Sklavenmarkt, schlimmer als der frühere Negerhandel in Amerika, und verwerflicher als der Handel mit griechischen und tscherkessischen Sklavinnen, welche die Harems der türkischen Großen füllt.

Eine halbe Stunde später stieg unten Ritter von Festheim in seinen Wagen mit triumphirend lächelndem Gesicht. Er hatte offenbar ein „gutes Geschäft“ abgeschlossen.

Drüben aber, in der Wohnung des Hofraths von Treuenfels, lag in der darauf folgenden Nacht schlaflos, voll Kummer und Sorgen, ein bleiches Mädchen.

„Ich bin eine Verworfene,“ klagte sie leise vor sich hin in die Rissen ihres Bettes, „o Gott, wie elend bin ich geworden.“

Es war Elise.

Aber zwischen den Thränen des Kummers und des Schmerzes kam ihr ein Gedanke.

„Was ich gethan habe, that ich ja für ihn und für den Vater.“ Und dieser Gedanke milderte die Qualen ihrer Seele, und der milde Gott des Schlafes senkte, wenn auch spät, doch endlich seine Fittiche auf ihre rothgeweinten Augen.

In dem Hause des alten Arbeiters Leitner hatte der Tod seine Ernte gehalten. Der Vater war noch in dem Winter des Jahres 1867 gestorben, und der Frühling, die gefährlichste Zeit für Lungenkranke, hatte Toni ins Grab gefordert. Betti lebte mit der Mutter allein in der kleinen Wohnung in der Hundsthurmerstraße. Sie hatte den Knaben der Toni, den kleinen Alphons, und ihr eigenes kleines Mädchen zu erziehen und bei beiden Kindern Mutterstelle zu vertreten. Um den Unterhalt für sich und die Kinder zu erschwingen, mußten Beide, die alte Mutter wie Betti, sehr fleißig waschen, und oft spät in der Nacht sah man noch das junge Mädchen beschäftigt, Hemden auszubügeln oder sonst ihre Arbeiten zur Vollendung der feinen Wäsche zu machen.

Es war ein schwerer Kampf, den das junge Mädchen da mit dem Dasein zu kämpfen hatte, aber trotzdem war sie glücklich und zufrieden, aber trotzdem war sie glücklich und zufrieden, und ihr heiterer Humor hatte sich auch wiedergefunden. Ihre Arbeit hatte sich allmählig Ruf verschafft, denn alle Nachbarsleute hatten das fleißige junge Mädchen gern, und wenn Jemand in der dortigen Gegend eine gute Wäscherin suchte, so wurde ihm gewiß Betti empfohlen.

Sie stand eines Abends an der Hausthür des

Hauses, in welchem sie mit ihrer Mutter wohnte, als ein leichter Wagen vorüberrollte, dessen Insasse zufällig den Blick nach dem Haus zuwandte und Betti erblickte.

Bald darauf hielt der Wagen still. Der Herr, welcher darin saß, sprang heraus und eilte auf Betti zu.

„Donnerwetter, Mädels,“ redete er sie an, „habe ich Sie endlich wiedergefunden. Wo, zum Teufel, haben Sie denn gesteckt? Underthhalb Jahre suche ich nach Ihnen und kann Sie nicht finden, und ohne ihre damalige Dazwischenkunft hätte ich im Prater ersticken können und wäre längst vermodert.“

Jetzt erkannte Betti den Sprechenden. Es war der Fleischselcher, dessen Verabung durch Betti's ehemaligen Geliebten, Holding, wir am Schluß des ersten Theiles dieses Romanes erzählt haben.

Betti lud den biederen Mann ein, zu ihr in das Zimmer hinein zu kommen.

Sie erzählte ihm den Tod ihrer Schwester und machte ihn mit ihrer Mutter bekannt.

„Wie ist es damals ausgegangen mit Ihrem Geld?“ frug sie den Fleischselcher.

„Besser als ich gehofft, Kind,“ war die Antwort, „ich habe zwei oder drei Tage später per Post anonym dreizehntausend Gulden zurückgeschickt

erhalten. Na, die fehlenden Zweitausend, die die Räuber behalten, habe ich längst verschmerzt, und immerhin waren es sonderbare Räuber, die erst Jemanden überfallen und ihn in Lebensgefahr bringen und ihm sodann den größten Theil zurück-  
erstatten.“

Betti erröthete. Sie wußte wohl den Zusammenhang, denn sie hatte den Tag darauf im Einverständniß mit ihrer Schwester Toni an Holding geschrieben und ihm gedroht, daß sie, da sie Alles gehört habe, gerichtliche Anzeige machen würde, wenn er das Geld nicht zurückerstatte. Sie hatte dann auch in den öffentlichen Blättern gelesen, daß der Beraubte bis auf zweitausend Gulden sein Eigenthum zurückerhalten hatte, aber ihre Frage hatte nur den Zweck zu erfahren, ob der Fleischselcher den wahren Thätern auf die Spur gekommen sei.

„Sie wissen also nicht, wer damals die Räuber waren?“ frug sie.

„Nein, das weiß ich bis heute nicht. Arme Teufel werden es gewesen sein, die vielleicht längst mit den zweitausend Gulden, die sie behalten haben, in Amerika oder sonst wo sind. Ja, fuhr der Fleischselcher fort, der nun einmal in das Erzählen hineingekommen war, das war damals ein Unglückstag.“



Betti nickte. War doch dieser Tag auch für sie einer der unglücklichsten ihres Lebens gewesen.

„Da habe ich Sie schon damals fragen wollen,“ begann der Selcher von Neuem, „kannten Sie denn den jungen Mann, der da in den Garten trat und auf den Sie so losfuhren oder haben Sie ihn nur verkannt.“

„Es war ein Irrthum von mir,“ entgegnete Betti, „jedoch mußte sie ihre ganze Geistesgegenwart zusammennehmen, um sich nicht zu verrathen. Ich war damals krank gewesen und noch immer sehr aufgereggt. Als der junge Mann eintrat, hielt ich ihn für meinen verstorbenen Bräutigam und glaubte einen Geist zu erblicken.“

„So, so, nun natürlich,“ sagte der Fleischselcher, „Sie hätten aber damals beinahe ein Unheil angerichtet und die Verlobung des jungen Mannes mit einer Hausherrntochter vereitelt. Freilich wäre das schließlich ein Glück gewesen.“

„Wie so?“ frug Betti und horchte hoch auf, denn jetzt kam der redselige Fleischselcher auf den Punkt zu sprechen, der sie besonders interessirte.

„Nun, der junge Mann,“ erwiederte er, „welcher Holding hieß, war ein kleiner Beamter. Er hatte gerade damals eine Erbschaft gemacht und durch die Heirat mit der Hausherrntochter bekam er auch noch Geld. Da hat er dann darauf losgewirthschaftet, bis Alles verputzt war,

dann er hat Schulden und Betrügereien gemacht und seinen Schwiegervater auch noch ruiniert. Jetzt soll er mit seiner Frau im tiefsten Elend sein. Doch da stehe ich hier und plaudere. Ich bin froh, Sie gefunden zu haben, denn ich bin Ihnen noch Dank schuldig. Die Frau Mutter wird doch nichts dagegen haben, wenn ich wiederkomme.“

„Im Gegentheil,“ sagte Betti freundlich, „wenn es dem Herrn keine Beschwerde macht, bei so armen Leuten einzufehren, ist er jedesmal willkommen.“ Der Fleischselcher ging und ließ Betti in ihren Gedanken zurück.

Der untreue Mann, den sie einst so geliebt, dem sie Alles, selbst ihre Ehre geopfert, war in der von ihm eingeschlagenen Bahn des Verbrechens vorwärts geschritten und die Lehre, welche sie ihm damals durch die Drohung mit der Anzeige des Raubes zu geben gehofft hatte, war fruchtlos geblieben. Für ihn selbst hatte sie keine andere Regung mehr als das Mitleid, was jeder Mensch mit dem gesunkenen Mitmenschen fühlt, aber mit Schmerzen gedachte sie ihres Kindes, welches das Kind eines Verworfenen sein sollte.



## Drittes Capitel.

## Die Herrschaft Wolkenkuckucksheim.

Unsere Banken und Creditinstitute lieben es, ihre Sitzungslocalitäten mit einer fast fürstlichen Pracht und Eleganz auszustatten. Liebt man es doch, die Verwaltungsräthe dieser Institute theils aus Trägern alter aristokratischer Namen, theils aus Männern, welche innerhalb der Finanzaristokratie Rang und Bedeutung einnehmen, zusammen zu setzen. Als Präsident eines solchen Verwaltungsrathes figurirt in der Regel ein Fürst oder Graf von altem berühmten Hause, und geradeso, wie es Sitte in England ist, daß zu einer eleganten Equipage ein dicker, centnerschwerer Kutscher gehört, ebenso ist es Sitte in Wien, daß an der Spitze einer eleganten Bank ein Cavalier steht, der vom Bankwesen nichts versteht.

An das elegante Local des Verwaltungsrathes der X——bank stößt das Zimmer, welches dem Präsidenten des Verwaltungsrathes Fürsten Constantin Zarevsky eingeräumt ist.

Der Fürst ist eine elegante aristokratische Erscheinung mit feinen Gesichtszügen, deren Schnitt unverkennbar ihn als polnischen Aristokraten charakterisirt. Der eigenthümlich schwermüthige Hauch, der auf allen diesen polnischen Edelleuten gewis-

fermaßen aus Kummer über das Unglück des Vaterlandes liegt, fehlt auch dem Fürsten nicht. Dabei aber mahnen seine langen braunen Haare und sein zierlicher Bart an die künstlerischen Neigungen des Fürsten, der in Wien als Freund und Gönner aller Künste, namentlich aber der Musik, sich eines sehr guten Rufes erfreut.

Der Mann, welcher vor dem Fürsten sitzt und mit ihm spricht, ist eine ebenso interessante Erscheinung.

Graf Ariel von Reckenstein ist ein Mann in Mitte der Dreißiger, sehr groß und schlank, mit vollem blonden bis auf die Brust hinabreichenden Bart. Sein Gesicht ist schön zu nennen und namentlich charakterisirt ihn eine hohe weiße Stirn, welche nur vom spärlichen blonden Haupthaar umrahmt ist. Der Graf hat schon ein abenteuerliches Leben geführt. Sprößling einer norddeutschen Adelsfamilie, hat er als junger Gardeofficier am königlich preussischen Hofe durch seine Schönheit und seinen Geist eine hervorragende Rolle gespielt, und er gehörte namentlich zu den speciellen Lieblingen des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV.

Nachdem er es verstanden, ein sehr bedeutendes Vermögen in sehr kurzer Zeit vollständig durchzubringen, und noch beträchtliche Schulden zu machen, wanderte er nach Rußland, von dort

nach dem Orient, und besuchte dann fast alle übrigen Länder des europäischen Continents. Ueberall die Rolle des eleganten hocharistokratischen Abenteurers mit ziemlichem Erfolge spielend, so lange es eben ging, bis die Verwicklungen, in welche er sich durch sein leichtsinniges Schuldenmachen und seine abenteuerlichen Projecte stürzte, es ihn nicht mehr erlaubten.

In Wien beschäftigte er sich mit allerhand Projecten, und so war es ihm auch gelungen, die Bekanntschaft des Fürsten Zarevsky zu machen, den er veranlaßt hatte, in Oberösterreich einen Kalksteinbruch zu kaufen.

Fürst Zarevsky hatte den größten Theil seiner Jugend in Paris zugebracht und dort, da seine Familie als Mittelpunkt der polnischen Aristokratie galt, durch glänzende Repräsentation sein einst ungeheures Vermögen zerrüttet. Als er die Bekanntschaft des Grafen Keckenstein machte, war er auf dem Punkt angekommen, daß er gezwungen war, um seine Gläubiger zu befriedigen, seine großen Güter in Ungarn und Galizien zu verkaufen. Das ihm übrig gebliebene Capital versuchte er nun, um seine Revenuen zu vermehren, in allen möglichen industriellen Speculationen anzulegen, obgleich er seinem ganzen Wesen nach durchaus nicht dazu geeignet war.

Eine willkommenerere Persönlichkeit für die

fabelhaften Projecte des Grafen Reckenstein als diesen Fürsten, konnte es nicht geben. Hören wir der Unterredung Beider eine kurze Zeit lang zu.

„Durchlaucht,“ sagte der Graf, „wir werden ein glänzendes Geschäft machen. Sieben Millionen Centner Kalk und Cement liefern wir an die Donauregulirung und eben so viel an die Wasserleitung. Da wir nach der neuen Betriebsmethode, welche ich erfunden, fast von jedem Centner einen halben Gulden Reingewinn haben, so wird unser Cementwerk innerhalb drei Jahren uns Millionen eintragen.“

„Wir werden aber sehr viel Betriebscapital brauchen,“ warf der Fürst schüchtern ein.

„Im Gegentheil,“ entgegnete der Graf, „wir brauchen jetzt für Anlage der nöthigen Defen, deren ich zwölf sofort herstellen lasse, höchstens dreißigtausend Gulden. Sobald ein oder zwei Defen im Betrieb sind, ist sofort für den verkauften Kalk und Cement baares Geld wieder vorhanden.“

„Aber woher sollen wir diese dreißigtausend Gulden nehmen? Ich habe momentan kein baares Geld, und auf Eingang desselben auch in der nächsten Zeit nicht zu rechnen.“

„Ein Capitalist hat mir dreißigtausend Gulden angeboten, ja er ist sogar bereit, wenn nöthig,



vierzig und fünfzigtausend Gulden vorzustrecken, wenn Durchlaucht ihm dafür Wechsel ausstellen.“

„Aber er wird schwere Zinsen dafür fordern.“

„O nein, gewiß nicht, und dann stehen ja die Zinsen in gar keinem Verhältniß zu dem ungeheueren Reinertrag, den wir zu gewärtigen haben, sobald das Werk in Betrieb gesetzt ist. Ich habe die Wechsel bereits mitgebracht, und wenn Durchlaucht unterzeichnen, so können wir das Geld noch heute haben.“

Der Fürst nahm aus den Händen des Grafen die Wechsel und schrieb, ohne sie weiter durchzulesen, seinen Namen hin. „Wann werden Sie den Geldgeber sehen,“ frug er.

„Er kommt um 11 Uhr in unsere Centralbanklei.“

„Wenn es möglich ist, werde ich auch dort sein.“

„Das wäre sehr angenehm, Durchlaucht. Es ist bei mir ein Mann gewesen, ein Ingenieur, welcher mir eine neue Erfindung zum Kauf angetragen hat.“ Bei diesen Worten zog der Graf ein kleines Bäckchen aus der Tasche und entfaltete es.

„Für was halten Durchlaucht dies,“ frug er, „indem er dem Fürsten ein Gespinnst überreichte.“

„Für Seide,“ entgegnete der Fürst, nachdem er den Stoff eine Zeitlang betrachtete.

„Ja, es ist Seide, oder wenigstens ein neuer Stoff, welcher in allen seinen Eigenschaften der Seide vollständig gleich steht, dieselbe wo möglich noch übertrifft, und der Mann, der sich mir angeboten hat, ist der Erfinder eines Verfahrens, diesen Stoff aus den alten unbrauchbar gewordenen Schiffstauen und ähnlichem ganz werthlosen Material herzustellen. Die Herstellungskosten sind fast gleich Null, und es ist ein ungeheures Geld dabei zu gewinnen.“

„Es dürfte doch wohl nöthig sein, bevor man Geld ausgibt, die Erfindung zu prüfen.“

„Gewiß,“ entgegnete der Graf, „ich werde es selbst thun, denn ich habe mich stets mit Vorliebe mit Chemie beschäftigt, aber außerdem bietet der Name des Erfinders hinlängliche Garantie, denn er war in den hervorragenden Fabriken des In- und Auslandes beschäftigt.“

Der Fürst betrachtete nachdenklich das Päckchen Seide, welches er in der Hand hielt.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte er, „wie weit die Industrie in unseren Tagen es gebracht hat, und wenn es möglich wäre, wirklich diese Erfindung einzuführen, so könnten wir uns große Verdienste um Oesterreich erwerben, denn es müssen doch ungeheuerer Quantitäten solcher Schiffstau in Hafenstädten alljährlich zu Grunde gehen,

welche auf diese Weise für die Industrie nutzbringend verwerthet werden könnten.“

„Wir können Hunderte von Arbeitern beschäftigen und unsere Besitzung in Baumgarten productiv verwerthen.“

Von diesem Gedanken schien die Phantasie des Fürsten besonders angeregt zu werden.

„Wir wollen die Erfindung jedenfalls kaufen,“ sagte er, „selbst auf die Gefahr hin, daß sie in einzelnen Theilen noch der Vervollkommnung bedarf. Man muß talentvollen Leuten unter die Arme greifen. Ich werde bestimmt um 11 Uhr in unserer Centralkanlei erscheinen, um den Mann selbst kennen zu lernen; dabei können wir vielleicht auch das Geldgeschäft erledigen.“

Der Graf verabschiedete sich von dem Fürsten und verließ das Local der Bank.

Unmittelbar darauf meldete der Diener der Bank, daß die Verwaltungsräthe derselben versammelt seien, um die für heute anberaumte Sitzung des Verwaltungsrathes abzuhalten. Außer dem Fürsten bestand der Verwaltungsrath nur aus Bankiers, einem hervorragenden Ingenieur und einem Advocaten, Dr. Stern.

Der Fürst eröffnete die Sitzung, und nach einigen einleitenden geschäftlichen Bemerkungen sagte er:

„Es handelt sich, meine Herren, wie Sie

wissen, daß wir über die von uns beabsichtigte Gründung der Austro-Ostindischen Bank zum Beschluß kommen. Wir haben in unserer letzten Sitzung Herrn Ritter von Stein ersucht, seine Ideen über das Project in einem Referat uns vorzutragen, und ich bitte Herrn von Stein, nunmehr das Wort zu nehmen."

Der Bankier Ritter von Stein war ein Herr mit rothem Bart und stark jüdischem Gesichtsausdruck. Er hob in einem längeren Vortrag, den er aus einem Manuscript ablas, die Vortheile hervor, welche dem österreichischen Handel aus einer directen Verbindung mit Ostindien erwachsen würden, und daß die Bank, welche man zu gründen beabsichtige, bestimmt sei, den österreichischen Handel nach Indien und China zu unterstützen und ihm, nachdem durch den Suez-Canal der Seeweg nach Ostindien von Triest aus ungeheuer abgekürzt sei, diesem das Uebergewicht über den Handel der anderen seefahrenden Nationen zu sichern. Daran schloß sich eine finanzielle Auseinandersetzung, nach welcher vorläufig fünf Millionen Actien emittirt werden sollten.

„Bei dem günstigen Stande des Geldmarktes in Wien,“ schloß Herr von Stein, „werde es sehr leicht sein, diese Actien mit bedeutendem Nutzen an der Börse zu verkaufen.“



Die Debatte begann.

Es handelte sich dabei durchaus nicht um eine wirkliche fachmännische Untersuchung der Rentabilität des Unternehmens, denn daran hatte die Bank nicht das mindeste Interesse. Die einzigen Fragen, welche erörtert wurden, drehten sich um den Punkt, auf welche Weise am besten die Actien verkauft werden würden und wie man bei diesem Verkauf den größten Nutzen heraus schlagen könnte. „Wir müssen vor Allem die Börse bei guter Laune erhalten, und das geschieht am besten dadurch, wenn wir unter der Hand das Gerücht von einem vortheilhaften Geschäft, welches die Bank demnächst machen wird, verbreiten, und durch massenhafte Aufkäufe den Cours der Actien unserer Bank in die Höhe treiben. Wir geben,“ fuhr er fort, „wo möglich heute noch unseren Vertretern an der Börse die nöthigen Aufträge.“

„Ich glaube, es ist am Besten,“ meinte ein Anderer, „wenn wir gleich selbst ein Syndikat bilden, welches den Verkauf der Actien übernimmt.“

Der Vorschlag wurde angenommen und die anwesenden Mitglieder des Verwaltungsrathes unterzeichneten selbst den größten Theil der Actien, natürlich um dieselben nur für so lange zu behalten, bis ihr Verkauf großen Nutzen abwerfen würde.

Nachdem auf diese Weise die Gründung der Austro-Ostindischen Bank vollzogen, und Wien mit einem Bankinsitute mehr beglückt worden war, wurde die Sitzung aufgehoben.

Es war inzwischen 11 Uhr geworden.

Fürst Zarewsky fuhr nunmehr nach seiner Centralkanzlei, die sich in einem Hause auf der Ringstraße befand, und wo Graf Reckenstein ihn erwartete.

Wir sehen dort eine Anzahl von Herren der verschiedensten Art, durchweg Beamte des Fürsten, welche der Graf für das projectirte große Cement-Unternehmen angestellt hatte. Wir finden aber auch darunter den uns als Gläubiger des Hofraths Treuenfels bekannten Wucherer Markus Feiteles. Er befindet sich bereits im Besitze der Wechsel, welche wir heute früh den Fürsten unterzeichnen sahen, und der Fürst wird von dem Grafen verständigt, daß das Geld bereits vorhanden sei.

#### Viertes Capitel.

##### Das Opfer der Liebe.

Der Baron Hornay, in welchem wir denselben Huzaren-Officier wieder erkennen, den wir vor anderthalb Jahren mit Elise im Prater sahen,

bewohnte auf dem Rärtnerring eine kleine elegante Wohnung. Es war am Morgen nach jenem verhängnißvollen Abend, an welchem Elise mit dem Ritter v. Festheim bei der Kupplerin zusammengetroffen war. Der Baron war zeitlich aufgestanden und bereits vollständig angezogen.

Unruhig ging er in seinem Zimmer auf und ab, als erwarte er Jemanden. Endlich klingelte es.

Mit athemloser Spannung horchte er. Sein Privatdiener öffnete und bald darauf trat Elise in's Zimmer.

Das junge Mädchen war tief blaß, aber als sie den schönen stattlichen Mann, dem ihr Herz gehörte, sah, leuchteten ihre Augen, und sie eilte auf ihn zu.

Es schien, als wenn der Officier durch ihr Erscheinen nicht so besonders erfreut sei, er trat einen Schritt zurück, und sagte: „Du hier, Elise? Wie kommt es, daß Du so früh mich besuchst?“

„Bist Du vielleicht böse deßhalb,“ frug sie ihn, sich an ihn schmiegend.

„O nein,“ entgegnete er, „im Gegentheil, aber sehr leicht hättest Du mich nicht mehr treffen können, denn ich erwarte Jemanden hier, mit dem ich ausgehen werde.“

„Wen erwartest Du, Fritz? Sag' es mir.“

„O, einen Bekannten.“

Elise sah dem Geliebten forschend in die Augen. „Nein, das ist es nicht,“ sagte sie, „Du bist nicht offen gegen mich. Ich weiß, wen Du erwartest.“

„Wie, was weißt Du?“

„Eugenie hat es mir gesagt. Sie weiß alles von ihrem Marcel.“

Der Officier trat erstaunt einen Schritt zurück und unterdrückte einen leisen Fluch zwischen den Lippen. „Und deshalb kommst Du so zeitlich zu mir?“

„Ja Fritz,“ entgegnete das junge Mädchen. „Ich habe keine Ruhe gehabt, bis ich wußte, daß Du gerettet seiest. So schwer es mir wurde, habe ich meine Tante Eckhardtsberg in's Vertrauen gezogen und es ist mir gelungen, durch ihre Hilfe den Ritter von Festheim zu bewegen, den falschen Schuldschein Deines Kameraden zurückzuerhalten. Du wirst dafür ihm einen richtigen von Dir selbst unterzeichneten Schuldschein ausstellen, den Du einlösen kannst, sobald Du in Besitz Deiner Güter gekommen bist. Hier ist das Papier, zerreiß es, ich bitte Dich.“

Es war, als wenn dem jungen Officier ein Stein vom Herzen fiel, dann schloß er sie bewegt in seine Arme und sagte:

„Meine liebe, gute Elise, womit habe ich so viel Liebe verdient.“



Thränen stürzten aus den Augen des jungen Mädchens, während er ihr Gesicht mit Küssen bedeckte und durch ihre Seele ein schneidender Schmerz ging.

Er ahnte nicht, daß Elise ihre Ehre geopfert, um die ihres Geliebten zu retten.

In dem Hause der Hundsthurmerstraße, in welchem, wie wir wissen, die Witwe des Arbeiters Leitner wohnte, war seit einigen Tagen eine neue Partei eingezogen. Es war eine schwächliche, fränkliche Frau mit einem etwa sechs Monate alten Knaben und einem Mädchen, im Alter von etwa drei bis vier Jahren. Sie bewohnte im Hintergebäude ein elendes Zimmer zu ebener Erde, dessen kleines, schmales Fenster hinausging nach der Seite zu, wo der Abort im Hofe sich befand, so daß es nicht möglich gewesen wäre, dieses Fenster zu öffnen, ohne daß die verpestete Luft eindrang. Entsprechend diesem Außern war das Innere des Gemachs. Die Wände triefen von Feuchtigkeit, ebenso wie die schlechten halb morschen Dielen.

Die Frau ging den Tag über mit dem Kinde auf dem Arm aus, während das Mädchen zu Haus blieb und oft Stunden lang allein im Hofe saß, um die Rückkehr der Mutter zu erwarten.

An Betti hatte es sich etwas gewöhnt und auch die gutmüthige, alte Frau Leitner gab dem Kinde oft von den Resten ihres karglichen Mittagmahles, welche dasselbe mit größtem Hunger verzehrte.

„Wo ist Dein Vater?“ frug einmal Betti das Mädchen.

„Der Vater kommt selten und mag ich ihn nicht leiden, denn er schlägt mich immer, wenn er kommt.“

Es war an einem der darauf folgenden Abende, als die Frau nach Hause kam und vergnügter als sonst ihr Kind begrüßte.

„Ich habe Dir etwas gutes zum Essen mitgebracht,“ sagte sie, und stellte einen kleinen Korb auf den Tisch.

Ihr Verdienst an dem Tage mußte größer gewesen sein als gewöhnlich, denn aus dem Korbe langte sie verschiedene sonst in diesem Raume seltene Nahrungsmittel hervor, Eier, Fleisch, Brod u. dgl., und bald loderte auch in dem kleinen Ofen ein Feuer, an welchem sie das Abendmahl bereitete.

Plötzlich klopfte es an die Thür und ohne das Hereinrufen abzuwarten, trat ein in einen Mantel gehüllter Mann ein.

„Guten Abend, Tini,“ sagte er kurz, „da komme ich ja grade zurecht zum Nachteffen. Das ist

mir lieb, ich habe lange nichts ordentliches gehabt. Zeig her, was Du hast." Die Frau hatte seinen Gruß nicht beantwortet, und auch jetzt machte sie keine Miene, seinen Wunsch zu erfüllen.

„Nun, wird's bald,“ rief er im befehlenden Tone, „ich glaube, Dir ist es noch nicht einmal recht, wenn Dein Mann einmal zu Dir kommt, um Dich zu besuchen.“

Er ging nach dem Ofen, und nahm aus demselben das Essen heraus, und stellte es auf den Tisch. Dann nahm er aus seinem Rock eine Flasche und rief dem kleinen Mädchen zu:

„Komm' her, Bankert und geh' zum Branntweiner und hole mir eine halbe Maß. Die Mutter wird Dir das Geld dazu geben.“

„Ich habe kein Geld,“ entgegnete die Frau, „und mein Kind wird auch so lange ich lebe, keine Branntweinschenke betreten.“

„Nun dann geh' selbst, dumme Gans, sonst —“

Mit diesen Worten schlug er mit der Faust auf den Tisch, so daß das auf demselben stehende Geschirr klirrte.

Mit einem tiefen Seufzer nahm die Frau die Flasche und ging, während er das Nachtessen zu verspeisen begann.

Zitternd und vor Hunger weinend, saß das kleine Mädchen an dem ärmlichen Bett ihres

Brüderchens, welches die Mutter zurückgelassen hatte.

Bald kam die Frau wieder und stellte die Flasche auf den Tisch. „Da hast Du, was Du willst, aber denke daran, daß sowohl ich, wie die Kinder hungrig schlafen gehen müssen, wenn Du uns nichts übrig läßt.“

„Wo das ist, wird wohl noch mehr sein,“ entgegnete er; „es wird wohl der Herr Vater von dem Bankert da sich wieder einmal an die schöne Hausherrntochter erinnert und ein paar Guldenzetteln ausgelassen haben.“

Die Frau schwieg.

„Freilich,“ fuhr der Mann höhnisch fort, „damals war ich der arme, kleine Beamte, und mußte froh sein, daß das gnädige Fräulein mich heiratete. Wer hätte auch daran gedacht, daß die Unschuld und Tugend schon einmal ein uneheliches Kind zur Welt gebracht hatte. Das erfuhr ich natürlich erst, als kein Geld mehr da war, den Bankert auf dem Lande in Kost zu lassen. Bis dahin habt ihr mich alle betrogen und hintergangen. Dein Vater, Deine Mutter, Du, alle, alle — —“

Er hatte inzwischen das Essen verzehrt und mit einigen kräftigen Zügen die Flasche geleert. Jetzt stand er auf.

„Gib' mir Geld, ich muß heut' Abend min-



destens zwei Gulden haben, um mit ein paar guten Bekannten zusammenzutreffen, mit denen ich ein gutes Geschäft machen will.“

„Ich habe kein Geld,“ sagte die Frau, „ich habe mein letztes eben hingegeben, um Deinen Durst nach Branntwein zu stillen.“

„Dann gehe und verseke etwas. Du hast ja da noch ein paar Stück Betten. Ihr könnt auf dem Strohsack schlafen, so gut wie ich.“

Der Frau standen die Thränen im Auge. „Quäle mich nicht, Holding, ich kann den Kindern die Betten nicht nehmen, denn Beide sind krank und die Wohnung hier ist feucht und kalt.“

„Das ist mir alles eins. Ich muß Geld haben, und zwar sofort.“

„Ich kann nicht,“ entgegnete die Frau.

„Nun das wollen wir sehen.“

Er stand auf und riß das zitternde Mädchen aus dem Winkel empor. Gleichzeitig schnallte er sich einen Riemen ab, den er zur Befestigung seines Beinkleides um den Leib trug.

„Willst Du mir Geld geben oder nicht,“ rief er der Frau zu.

„Ich habe nichts, Holding, ich bitte Dich, sei kein Unmensch.“ Mit diesen Worten war sie in die Knie gesunken.

Er drehte sich um, warf das laut schreiende Kind auf das Bett, riß ihm sein Tüchchen und

sein Kleid herunter, so daß der Oberkörper ganz nackt war, und auf das weiche weiße Fleisch des Kindes fiel mit einem furchtbaren Hiebe der Riemen hernieder, daß dasselbe laut schreiend vor Schmerz sich krümmte und ein breiter, blutig rother Streifen auf dem Rücken sichtbar wurde.

Voll Seelenqual und Schmerz war die arme Mutter bei dem Anblick der Mißhandlung ihres Kindes zusammengesunken.

Er wollte gerade zu einem neuen Schlage ausholen, als in der Thür Betti erschien. Mit flammenden Blicken maß sie den Peiniger des Kindes.

„Franz Holding,“ sagte sie mit schwerer Betonung jedes einzelnen Wortes, „Du verläßt sofort dieses Haus und wage es nie mehr zu betreten. Ich wohne hier im Hause, und wenn Du noch einmal Dich sehen läßt, übergebe ich Dich dem Gerichte wegen jenes Raubankalles im Prater.“

Als wenn er eine Geistererscheinung sehe, starrte Holding das junge Mädchen an, die vor ihm zürnend wie ein Racheengel stand. Dann griff er rasch nach seinem Hute und ohne ein Wort zu sagen, eilte er hinaus. Er bemerkte dabei nicht, daß hinter Betti ein Mann stand, der im Vorbeigehen die Faust ballte und vor

sich hineinmurmelte: „Schade um die Güte, diesen Schuft sollte man todtschlagen wie einen tollen Hund.“

### Fünftes Capitel.

#### Tugend und Laster.

Es war dies der uns bekannte Fleischselcher, welcher diese Worte gesprochen, und er trat jetzt in das Zimmer, in welches Betti geeilt war, um die Frau in das Bewußtsein wieder zurückzurufen.

Den Anstrengungen Beider gelang dies bald, und das freundliche Zureden Betti's beruhigte bald die Frau und das immer noch schmerzlich weinende Kind.

Das wackere Mädchen eilte dann fort, um ein Nachtessen zu besorgen, und erst nachdem die Frau und ihr Kind sich vollständig beruhigt hatten, gingen Betti und ihr Begleiter wieder zurück nach der Wohnung von Betti's Mutter.

Der Fleischselcher war offenbar tief bewegt.

„Sie kannten also,“ begann er, „wirklich jenen Räuber, der mich damals meiner Baarschaft im Prater beraubte? Und es war dies derselbe Mann, der Sie unglücklich gemacht und Sie dann ehrlos im Stiche ließ.“

„Ja,“ antwortete Betti ruhig.

„Dann haben Sie ihn auch veranlaßt, mir die dreizehntausend Gulden zurückzuschicken.“

„Ich habe,“ entgegnete Betti, „damals an ihn geschrieben und ihm gesagt, daß ich nur aus Rücksicht auf sein und mein Kind die Anzeige unterlassen hätte. Daß ich aber dieselbe trotzdem erstatten würde, wenn er Ihnen nicht Ihr geraubtes Eigenthum zurücksendet.“

„Sie hätten es trotzdem thun sollen, Sie sehen, daß dieser Mensch durch und durch verdorben ist, und solchen Leuten gegenüber gibt es keine Schonung. Doch Sie haben an ihm mehr als edel gehandelt.“

Der Fleischselcher ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Mein Kind,“ sagte er, „nehmen Sie mir nicht übel, was ich Ihnen jetzt sagen werde.“

„Seit der kurzen Zeit, daß ich Sie persönlich kenne, habe ich von Ihnen nur Gutes gehört. Ich bin kein Mann, der viel reden und schöne Worte machen kann. Ich bin Witwer, ich brauche in meinem Hause eine Frau. Werden Sie es.“

Eine dunkle Röthe flog über Betti's Gesicht und schweigend wendete sie sich ab.

„Fürchten Sie sich nicht,“ begann er wieder, „weil Sie arm sind, ich kenne ja Ihre Verhältnisse. Ich bin reich genug, verfügen Sie über





Seite 221



mein Vermögen. Hier mit diesen Worten zog er eine Briestafche hervor und nahm einige große Banknoten heraus. „Hier,“ sagte er, „nehmen Sie so viel Sie wollen, alles, was ich habe, gehört Ihnen.“ (Siehe das Bild.)

Betti richtete sich jetzt empor, und schaute ihn ernst an.

„Ich weiß, daß das, was Sie sagen, aus gutem Herzen kommt, aber ich werde nie aus Rücksicht auf Geld und Geldeswerth meine Hand vergeben. Ueberlegen Sie sich die Sache ruhig, wir kennen uns ja inzwischen beide noch näher kennen lernen, bevor wir uns entscheiden.“

„Sie haben recht,“ entgegnete der Fleischselcher, „und Ihre Antwort überrascht mich nicht. Jetzt aber geben Sie mir Ihre Hand, und seien Sie überzeugt, daß Sie in Wien keinen besseren Freund haben als mich.“

---

Holdring war, nachdem er aus dem Hause hinausgestürzt, die Hundsthurmerstraße entlang nach der Stadt zugeeilt.

Teufel! murmelte er vor sich hin, daß mir das Frauenzimmer jetzt gerade begegnen mußte. Das Mädel wäre rabiast genug, mich der Polizei zu übergeben. Dann wär's um mich geschehen.

In der Kettenbrückengasse bog er links ein

und ging über die Kettenbrücke und die Stiegen-  
gasse nach der Mariahilferhauptstraße und von  
dort schlug er den Weg nach dem Josefstädter  
Glacis ein. Dort trat er in einen Kaffeeschank  
und setzte sich in dem Hintergrund des Locals  
an einen Tisch. Es dauerte nicht lange, so ge-  
sellte sich ein anderer Mann zu ihm.

„Nun wie steht es,“ frug er diesen. „Der  
Herr erwartet uns,“ sagte jener. „Er hat für  
heute Nacht in dem Hotel Garni in der Buch-  
feldgasse ein Zimmer genommen, damit er mit  
uns sprechen kann, denn bei ihm in seiner Woh-  
nung würde es zu sehr auffallen.“

Die beiden Männer begaben sich in das  
nahe gelegene Hotel und frugen dort nach dem  
Herrn, der heute mit der Westbahn angekommen sei.

Man wies sie in den 2. Stock und auf den  
Ruf Kesi erschien ein schlankes, hübsches Stuben-  
mädchen, welches die beiden Ankömmlinge zu dem  
bezeichneten Herrn führte.

Es war ein junger Mann mit schwarzem  
Schnurbart und straffer militärischer Haltung.  
Er war jedoch nicht allein, sondern bei ihm be-  
fand sich der uns aus der Unterredung mit dem  
Ritter von Festheim bekannte Herr Knauer.

Holdings Begleiter stellte diesen den beiden  
im Zimmer anwesenden Herren vor, und wir  
erfahren daraus, daß der junge Mann, der sie



erwartet, ein ehemaliger Offizier, Baron von Meding sei. „Herr Knauer,“ begann dieser, „hat Sie mir Beide als unbedingt zuverlässig empfohlen und da Herr Knauer mein volles Vertrauen genießt, so verlasse ich mich auch auf Sie. Es handelt sich darum, daß Sie unter irgend einem Vorwand sich dem hiesigen Fürsten Constantin Zarevsky nähern. Da Herr Knauer augenblicklich als Secretär in Diensten des Grafen Neckenstein steht, wird dies leicht möglich sein. Herr Knauer wird Sie mit Personen zusammenbringen, welche sich mit Gelddarleihen beschäftigen. Sie werden so viel Geld erhalten, als Sie nothwendig haben, und Ihr Hauptaugenmerk muß darauf gerichtet sein, so viel Wechsel als möglich von dem Fürsten Zarevsky zu erhalten. Herr Knauer wird Ihnen nach dieser Richtung hin täglich Instructionen ertheilen.

Außerdem aber handelt es sich noch um etwas anderes, und dies wird Ihnen, da ich hier nicht länger bleiben kann, sondern noch einen dringenden Besuch in die Stadt machen muß, Herr Knauer auseinandersetzen.

Nach diesen Worten verabschiedete sich Baron Meding von ihnen, und die drei anderen blieben allein zurück.

Der junge Baron von Meding fuhr nach der preussischen Gesandtschaft. In dem alterthüm-

lichen, ehemals Rancronsky'schen Palais in der Schenkenstraße, wo die Gesandtschaft der norddeutschen Großmacht ihren Sitz hat, herrschte trotz der vorgerückten Abendstunde noch angestrenzte Thätigkeit. Der alte Kanzleichef des Freiherrn von Werther, Geheimrath Weymann, empfing den Baron Meding wie einen alten Bekannten.

„Sie kommen, Herr Baron, zur rechten Zeit, wir haben in der bewußten Angelegenheit aus Berlin vom Bundeskanzleramt umfassende Informationen erhalten, und Seine Excellenz erwartet Sie bereits, um mit Ihnen Rücksprache zu nehmen.“

Der Baron wurde dem Gesandten angemeldet und befand sich bald darauf in dem Arbeitscabinet desselben mit ihm allein.

Vor dem Gesandten lag ein umfangreiches Actenbündel.

„Herr Baron,“ begann der Gesandte, „ich kann Ihnen die Mittheilung machen, daß Ihre Angelegenheit vortrefflich steht. Der junge Graf Westphalen, der bereits hier in Wien im Begriff war, seinen romantischen Neigungen Folge zu leisten und eine Mesalliance mit einem Mädchen einzugehen, welches er bei Nacht und Nebel aus dem Donaucanal herausgefischt, ist seit dem Selbstmord dieses Mädchens tiefsinnig geworden und befindet sich bereits auf dem Wege nach Wien, um von hier aus nach Rom zu gehen in

der Absicht, dort in den Maltheserorden zu treten und sein Leben lediglich noch der Vertheidigung des heiligen Stuhles zu widmen. Demnach würde er nach unserem Gesetz die Fähigkeit verlieren, das in Preußen gelegene Majorat anzutreten, und dies fiel von selbst der Seitenlinie des Hauses zu, deren Repräsentant Sie sind. Es wird sich nun," fuhr der Gesandte fort, „darum handeln, daß Sie baldmöglichst die zur Beglaubigung Ihrer Ansprüche nöthigen Papiere in meine Hände niederlegen. Haben Sie dieselben hier in Wien?"

„Ja!“ entgegnete der Baron.

„Dann bitte ich Sie, mir dieselben noch morgen zu übergeben.“

„Excellenz,“ entgegnete der junge Mann, „ich muß doch darum bitten, diese Frist etwas auszu dehnen, die bezüglichen Papiere befinden sich bei einem mir befreundeten Bürger auf der Wieden, der sie als Deckung für eine mir vorgestreckte, nicht unbeträchtliche Summe in Händen hat, und ich müßte erst ein anderes Arrangement treffen, bevor ich die Papiere von ihm zurück erhalte.“

## Sechstes Capitel.

## Im Ministerhotel.

In seinem Arbeitsalon im Ministerium des Innern am Judenplatz saß der Minister Doctor Karl Giskra. Er war in tiefes Sinnen versunken, denn im Laufe des heutigen Nachmittags hatte ein Ministerrath stattgefunden, in welchem die seit lange im Schoße des Ministeriums schwebenden Differenzen klarer als je zu Tage getreten waren.

Es hatte damals nicht wenig Muth dazu bedurft, als er und seine Collegen es übernahmen, das Steuerruder des im Sturme dahinschwankenden Staatsschiffes in ihre Hand zu nehmen und dasselbe sicher in den Hafen der ersehnten Ruhe zu führen. Mit dem besten Willen und dem redlichsten Streben hatten diese Männer ihr schweres Amt angetreten, aber welche Schwierigkeiten erhoben sich!

Am Hofe eine allmächtige Partei, welche die neuen Männer, deren demokratische Vergangenheit bekannt war, auf das Aeußerste haßte und jeden Schritt auf der Bahn der Umgestaltung des Staatswesens ihnen streitig machte, dann der gewaltige Clerus mit seinem weitverzweigten Einflusse in den Palästen und Hütten, dann die



Militärpartei, welche in dem Emporkommen des Bürgerthums eine Schwächung ihrer dominirenden Stellung sah. Dann im Volke selbst der Hader der Nationalitäten, das Streben jeder Nation und jedes Natiönchens, eine Rolle in Oesterreich zu spielen, und die Intriguen der oben erwähnten reactionären Coterien innerhalb des Nationalitätenstreites zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke.

Schritt für Schritt mußten diese Männer sich erkämpfen, die kleinsten Concessionen abringen; während die Masse des Volkes unzufrieden war und ein rasches, entschiedenes Vorschreiten auf der Bahn des Fortschrittes verlangte. War es ein Wunder, wenn schließlich die Kräfte dieser Männer sich abnützten und tiefe Verstimmung sich ihrer bemächtigte, wenn sie sahen, daß ihr ganzes Wirken von allen Seiten angefeindet wurde. Sie fürchteten sich allmählig vor sich selbst, vor der Consequenz ihrer Ideen, vor der Benützung der von ihnen erlassenen oder projectirten Gesetze, denn sie glaubten, daß die Bewegung, welche des Volks sich bemächtigt hatte, so mächtig werden würde, daß ihre Kraft nicht ausreichen könnte, um sie in den Schranken zu halten, daß dann die Reaction wieder zur offenen Gewalt gerufen und mit den Ausschreitungen auch die guten Früchte der Reformperiode beseitigt würden.

Besonders war es Giskra, der am meisten unter diesem Gefühle litt. Mit der ganzen Kraft seiner Seele hing er an der Idee eines freien, mächtigen Oesterreichs, für das er schon gestritten und gelitten, als noch der Jugend Locken seine Stirn umwallten und er draußen in Frankfurt in der Paulskirche als Vertreter des österreichischen Volkes mitberiet über Deutschlands und Oesterreichs Zukunft. Am unangenehmsten berührte Giskra persönlich die Arbeiterbewegung.

Ein fest abgeschlossener Charakter, im vollsten Sinne des Wortes ein fertiger Mann, stand er seinen wirthschaftlichen Anschauungen nach vollständig auf dem Standpunkt der Freihandelspartei, welche von England aus allmählig über ganz Europa ihre Herrschaft ausgedehnt hat. Diese Partei, der jede wissenschaftliche Befähigung und Berechtigung absolut fehlt, vertrat ihre Ideen lediglich durch die Praxis und den Umstand, daß ihre Lehren an sich mehr Wahrheit enthalten, mehr durch die Thatsachen belegt werden als die der andern socialen Parteiungen, welche ihr bisher gegenüber standen. Die politische und sociale Herrschaft der Freihandelspartei ist eine allgemeine, so lange ihr keine Partei gegenübertritt, deren Lehren nicht bloß den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen, sondern auch eine streng wissenschaftliche Begründung besitzen. Und diese e i n z i g e

Partei, welche die Herrschaft der Freihändler ernsthaft bedroht und dieselbe früher oder später unbedingt vernichten wird, ist die von Ferdinand Lassalle geschaffene socialdemokratische Arbeiterpartei.

Das Entscheidende ist hier, daß die socialdemokratische Arbeiterpartei keine Reformpartei, sondern ihrem ganzen Wesen nach revolutionär ist. Revolutionär, aber nicht in dem Sinne, wie gewöhnlich dieses Wort aufgefaßt wird, als handele es sich dabei um Straßenaufläufe, Emeuten und dergleichen, sondern indem sie an Stelle eines alten Staatsprincipes ein neues, allgemeines und umgestaltendes Princip einsetzt. Alle früheren wirthschaftlichen und politischen Parteien trennten Staat und Gesellschaft, machten die Betheiligung am Staatsleben von ganz bestimmten Vorbedingungen, wie Geburt oder Geldbesitz, abhängig, die socialdemokratische Partei erklärt Staat und Gesellschaft für Eines, für das in diesem Einssein, in diesem Ineinandersfallen beider Begriffe den Volksstaat, und erklärt die active und passive Betheiligung am Staatsleben für ein eingebornes, unveräußerliches Recht jedes Menschen, dessen Ausübung an keine Bedingung irgendwelcher Art geknüpft werden kann.

Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir am ehesten begreifen, weshalb der fähigste und

begabteste Repräsentant der Bürgerpartei unter den Ministern, Giskra, am ehesten die Unverträglichkeit der socialdemokratischen Partei mit den Plänen, welche er und seine Collegen bezüglich der Neugestaltung Oesterreichs hatten, einsehen mußte. Galt es für dieses Ministerium ja doch in erster Linie, aus dem clericalen und feudalen Staatswesen Oesterreichs ein bürgerliches zu machen, an Stelle der Herrschaft des Adels und des Clerus die des liberalen Bürgerthums zu setzen, und diese Bestrebungen mußten durchkreuzt, geradezu abgeschnitten werden, sobald eine Partei zur Macht gelangte, welche weit darüber hinausgeht, die Herrschaft des Bürgerthums ebenso bekämpft als ungerecht wie die des Adels und der Clerisei. Gewann diese Partei Boden im Volke, so schwebte das Bürgerministerium absolut in der Luft und war unrettbar verloren.

Es liegt etwas Tragisches in dem Kampf dieser „letzten Oesterreicher“, wie man die Bürgerminister nennen kann. Es ist ein Kampf gegen ein unerbittliches, unaufhaltbares Schicksal, denn der politisch=soziale Umgestaltungsproceß geht unbedingt vor sich, und er führt nach der Richtung hin, nach welcher die Socialdemokratie strebt.

Die Ideen, auf welche das Bürgerministerium sich stützte, sind längst überwunden, ja sie ent-



behren gerade in Oesterreich noch mehr der Basis als anderwärts.

So wurden diese Männer durch die Verhältnisse in eine Bahn getrieben, welche sie selbst Zeit ihres Lebens bekämpft hatten, so wurden sie selbst Reactionäre, sie mußten gegen die Errungenschaften, für welche sie gestrebt, welche sie theilweise selbst verliehen hatten, sich wenden, weil diese Errungenschaften ganz von selbst Waffen gegen sie geworden.

Giskra fühlte das, und um so unerträglicher war ihm seine Stellung als Minister geworden. Aber er war eine zu stolze Natur, um nachzugeben.

Scharfblickender und gleichzeitig von höherer politischer Begabung war sein Colleague Berger. Dieser juridisch geschulte, kritische Kopf erkannte, daß das einzige momentane Rettungsmittel gegen die anschwellende Socialdemokratie in den Nationalitäten liege.

Die politische Auseinandersetzung zwischen den Nationalitäten und der Socialdemokratie ist in Oesterreich noch ein mühevolleres Werk, inzwischen konnten die Gesetze, welche die Herrschaft des Bürgerthums auf eine Reihe von Jahrzehenten garantirten, eingeführt und in Kraft sein. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Anschluß Ber-

gers an die Minorität im Ministerrath zu erklären.

Berger war es, den Giskra in seinem Cabinet erwartete.

Bis jetzt waren die beiden Männer stets Hand in Hand gegangen, nunmehr trennte sich ihr Weg, denn wie Herbst ein starrer deutscher Centralist, vermochte selbst aus Klugheitsgründen sich Giskra nicht zu der gewünschten Concession an die Nationalitäten entschließen.

Berger war damals schon sehr kränklich. Wer hätte in der fast gebrochenen Gestalt den gewaltigen Parlamentsredner von ehemals, den kühnen und gewandten Bertheidiger im Proceß Richter erkannt?

Die beiden Minister drückten sich die Hände.

„Wir sind wider unseren Willen Gegner geworden,“ begann Giskra traurig lächelnd, „unsere Wege haben sich getrennt.“

„Ich glaube,“ entgegnete Berger, „daß diese Trennung nur eine vorübergehende ist, wir Beide haben ja nur ein Ziel, die Rettung Oesterreichs vor dem Zerfall.“

Giskra schüttelte den Kopf.

„So geht es nicht,“ sagte er, „nein, so geht es niemals. Concessionen an die Nationalitäten machen, heißt Oesterreich zersplittern, und wir bedürfen der Einheit, der Concentration.“

„Lassen wir das, ich habe Dich,“ entgegnete Berger, „nicht um eine politische Besprechung ersucht. Wir haben leider zu oft Gelegenheit, unsere Meinungsverschiedenheit über diese Punkte auszutauschen. Das, was ich im Vertrauen mit Dir besprechen will, berührt zwar dieses Gebiet, ist aber anderer Natur. Es hat sich der Preßleitung ein Mann angeboten, den Du von Brünn her kennen mußt. Er will die Arbeiterbewegung im Sinne der Regierung beeinflussen.“

„Wie heißt er?“

„Eduard Mühlwasser aus Brünn.“

Giskra schüttelte mit dem Kopf. „Dieser Mensch,“ sagte er, „ist ein absolut verwerfliches Subject, seine Bemühungen können der Regierung mehr schaden als nützen. Er hat wiederholt Beziehungen zu der Polizei in Brünn gesucht, aber man hat es vermieden, sich irgendwie mit ihm einzulassen.“

„Ich begreife diese Vorsicht eigentlich nicht recht. Die Polizei ist doch sonst in Oesterreich in der Wahl ihrer Werkzeuge nicht wählerisch.“

„Der Mensch ist unfähig!“

„Das scheint mir nicht der Fall zu sein. Schriftstellerische Begabung besitzt er allerdings, und für den Zweck, für den er sich anbietet, ist es ja unwesentlich, wer etwas sagt, sondern was er sagt.“

„Mühlwasser ist ein geborener Agent provocateur, er wird stets seine Auftraggeber compromittiren und wir müssen uns hüten, Märtyrer zu schaffen. Der Arbeiterpartei in Oesterreich fehlen nur die Märtyrer, sind diese vorhanden, so ist die Arbeiterbewegung unwiderstehlich.“

„Du siehst zu schwarz. Die Arbeiterbewegung bei uns ist aussichtslos, da wir eine zu starke Landbevölkerung haben und uns die industriellen Mittelpunkte fehlen.“

„Sie wird sich auf die Landbevölkerung werfen und der Clerus wird sie unterstützen. Du siehst ja, welche Richtung das „Vaterland“ eingeschlagen.“

„Das ist nur vorübergehend. Graf Leo Thun hat sicher nicht die Absicht, ernstlich sich mit der Arbeiterpartei zu beschäftigen. Er ahmt hier sehr ungeschickt Herrn von Bismarck nach und läßt seinen Strohmann Florencourt einige socialistische Sprünge machen, um die Arbeiter für den Föderalismus zu gewinnen. Florencourt wird dann desavouirt und der Mummenschanz ist zu Ende.“

„Florencourt“, entgegnete Giskra, „hat aber wirklich Beziehungen mit einigen Führern der Arbeiterpartei angeknüpft.“

„Ich weiß das, aber nur mit unbedeutenden Leuten, und gerade deshalb wäre es gut, wenn



Mühlwasser die liberale österreichische Idee unter den Arbeitern vertreten würde.“

„Ich kann mich mit dem Gedanken nicht befremden. Dieser Mann verdient gar kein Vertrauen. Uebrigens ist das Dein Ressort und Du hast die ganz freie Hand.“

Das Gespräch der beiden Minister wendete sich dann wieder der allgemeinen Politik zu und erst nach Verlauf einer vollen Stunde trennten sich die beiden Männer, die trotz aller Meinungsverschiedenheit doch persönlich vor einander die größte Achtung hegten und sich gegenseitig in wahrer Freundschaft zugethan waren.

Der Minister des Innern hatte noch eine Audienz zu ertheilen und obgleich die Stunde bereits vorgeückt und er selbst müde und abgesehen war, wartete er doch mit Neugier auf die Person, welche bei ihm um diese Audienz nachgesucht hatte. Unruhig sah er mehrere Male nach der Uhr. Es war bereits die achte Abendstunde. Um diese Zeit hatte er die Audienz anberaumt, denn die vielen Geschäfte des Tages ließen ihm zu wenig Raum, um Angelegenheiten privater Natur, und um eine solche sollte es sich handeln, zu erledigen.

Bald nach dem Glockenschlag Acht brachte sein Amtsdienner eine Karte: „Soll eintreten!“ sagte er kurz.

Es war eine junge, gänzlich in Schwarz gekleidete Dame, welche bald darauf in das Cabinet des Ministers trat.

Bei ihrem Eintreten erhob sich der Minister und ging ihr entgegen.

„Durchlaucht“, begann er, „ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß es mir nicht möglich, eine andere Stunde für unsere Unterredung zu bestimmen. Der Wunsch Euer Durchlaucht, mich hier zu sprechen, war so bestimmt, daß ich darauf verzichten mußte, meine Aufwartung in dem Hotel, wo Euer Durchlaucht abgestiegen sind, zu machen und andererseits war heute ein Ministerrath anberaunt, der mich bis spät Abends festhielt.“

Die junge Dame hatte schweigend zugehört. Es waren ein paar große, sehr ausdrucksvolle schöne dunkle Augen, welche auf den Lippen des Ministers ruhten, und wenn auch in dem edel geschnittenen Gesichte eine gewisse kalte Bornehmheit ausgedrückt war, so lag doch in diesen Augen ein bittender, fast flehender Ausdruck, der mit der hohen Stellung, welche die Dame nach der Rede des Ministers zu bekleiden schien, sehr im Widerspruch stand.

„Es ist mir gerade angenehm“, erwiderte die Dame mit sanfter wohlklingender Stimme, „um diese Stunde Euer Excellenz sprechen zu können,

da ich sicher bin, daß jetzt mein Besuch am wenigsten bemerkt wird."

Wir müssen, um unseren Leserinnen für das Nachfolgende die nöthige Aufklärung zu geben, in einigen kurzen Zügen einige Begebenheiten der Vergangenheit mittheilen.

Während des Feldzuges von 1866 lag in Brünn als Verwundeter der junge Prinz Hochberg. Derselbe, der Sprößling und Erbe eines rheinischen uralten Geschlechtes, hatte als Offizier im preußischen Gardehufarenregiment den Feldzug mitgemacht. In einem der vielen Reitergefechte, welche der Schlacht bei Königgrätz vorangingen, war Prinz Hochberg schwer verwundet worden. Man brachte ihn nach Brünn und seine gesellschaftliche Stellung bewirkte, daß man ihn, da die Spitäler überfüllt waren, in Privatpflege zu bringen versuchte. Auf dem Schlachtfelde, wo man den Prinzen gefunden, hatte neben ihm ein junger österreichischer Hufarenofficier, der ebenfalls schwer verwundet worden war, gelegen, und die beiden jungen Männer, vor wenigen Stunden noch Freund und Feind, hatten während der Zeit, daß sie hilflos auf dem Felde lagen, sich gegenseitig ihre Lage zu erleichtern gesucht und sich brüderlich unterstützt.

Prinz Hochberg bestand darauf, als man ihn nach Brünn transportirte, daß sein neuer,

auf dem Schlachtfelde erworbener Freund mit ihm zusammenbleibe, und es war gewiß für Beide ein glücklicher Zufall, daß es gelang, die beiden Verwundeten in dem Hause des damaligen Bürgermeister's in Brünn, Dr. Gistra, unterzubringen.

Einige Tage später langten zwei Damen in Brünn an, es war die Schwester des verwundeten Prinzen in Begleitung ihrer Kammerdinerin. Bei der Nachricht von der Verwundung des geliebten Bruders war es der Prinzessin Gisela nicht möglich gewesen, daheim zu bleiben. Der alte Fürst, ihr Vater, selbst zu schwer leidend, um zu dem Krankenbett des geliebten Sohnes zu eilen, hatte sich anfangs gesträubt, die Prinzessin zu der immerhin gefährlichen Reise die Erlaubniß zu ertheilen, endlich jedoch willigte er ein. Prinzessin Gisela traf in Brünn ein, als gerade das Wundfieber ihres Bruders den höchsten Grad erreichte. Der Kranke erkannte sie kaum. Sie wendete nun auch ihm und seinem Freunde ihre größte Aufmerksamkeit und Pflege zu und hatte wenigstens die Freude, den jungen österreichischen Officier bald als Reconvallescenten zu sehen.

Der junge Husarenofficier gehörte einer ungarischen Adelsfamilie an. Er besaß im hohen Grade das edle, ritterliche Wesen, welches die



ungarischen Magnaten in so hohem Grade ausgezeichnet, und zwischen ihm und der Prinzessin bildete sich bald ein zartes Verhältniß aus. Der Prinz hatte seinen neuen Freund in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins derart schätzen gelernt, daß er mit stiller Freude die Annäherung desselben an seine Schwester beobachtete.

Auch seine Genesung war bereits so weit vorgeschritten, daß er das Bett verlassen und kurze Spaziergänge im Garten machen konnte. Bei einem derselben mußte er sich über seine Kräfte angestrengt oder erkältet haben. Plötzlich trat ein Rückschlag ein, seine Wunde, welche er am Kopfe erhalten hatte, brach wieder auf, ein heftiges Gehirnfieber trat hinzu und bald darauf war er eine Leiche.

Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er den Zuspruch eines Geistlichen verlangt. Man brachte einen der in Brünn gerade anwesenden Regimentsgeistlichen. Nachdem er mit den Sterbesacramenten versehen worden war, winkte er seiner Schwester und seinen Freund zu sich hin. Er legte die Hand beider in einander und bat den Priester vorläufig, um den letzten Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen, diesen Bund Beider einzusegnen. Nach dem Frieden möchten dann beide ihre Heirat öffentlich vollziehen lassen und wolle er mit dem Bewußtsein sterben, an der

Seite seiner einzigen Schwester den Mann ihrer Liebe als Gatte zu sehen.

Bei dieser unter so eigenthümlichen Verhältnissen vollzogenen Trauung, welche zwar nach dem bürgerlichen Gesetzbuche nicht, wohl aber nach der Kirchenlehre gültig war, war Bürgermeister Giskra auf Wunsch des Sterbenden als Zeuge anwesend gewesen. Bald nach dem Tode des Prinzen reiste seine Schwester mit der Leiche des Bruders nach Deutschland zurück, ihrem Bräutigam das Versprechen gebend, so bald als möglich zu ihm zurückzukehren.

Die Erinnerung an jene Trauung am Bette eines Sterbenden war es, welche jetzt in dem Gemüth des Ministers Giskra wieder erwachte, denn die junge Dame, welche vor ihm stand, war Prinzessin Gisela von Hochberg.

Der Minister bot der Prinzessin ein Fauteuil an und nachdem sie sich niedergelassen, bat er sie, ihm ihre Wünsche mitzutheilen.

„Ich habe“, begann die Prinzessin, „nach meiner Rückkehr nach Deutschland mit meinem Verlobten einen lebhaften Briefwechsel unterhalten. Ich hielt den Augenblick, wo mein nunmehr verstorbener Vater um den Verlust seines einzigen Sohnes auf das Tiefste ergriffen war, nicht für geeignet, ihm von meiner in Ihrer Gegenwart, Excellenz, geschehenen Verlobung, denn als

solche betrachte ich vorläufig immer noch die damalige Trauung am Sterbebette meines Bruders, Mittheilung zu machen. Erst als ich bemerkte, daß der Schmerz über den erlittenen Verlust die Kräfte des Greises allmählig verzehrte und er in mich drang, mich zu vermählen, entdeckte ich mich ihm.“

„Wider mein Erwarten stieß ich bei ihm auf heftigen, unüberwindlichen Widerstand.“

„Einer unser Vorfahren war Bischof v. Mainz. Er vermachte testamentarisch sein ungeheures Vermögen seinem Bruder, dem damals regierenden Graf v. Hochberg, unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß, sobald die männliche Linie einmal aussterbe, der Besitz zwar auf die weibliche Linie übergehen könne, jedoch niemals dürfe der Besitzer, gleichviel ob er der männlichen oder weiblichen Linie angehöre, Protestant sein. In diesem Falle gehen die Güter an die Grafen v. Westphalen, eine benachbarte Adelsfamilie, welcher der Mutter des Bischofs angehörte, über. Wie Sie wissen, ist mein Bräutigam Protestant. Ich erfuhr von dieser Bestimmung erst, nachdem ich meinem Vater von meiner Verlobung Mittheilung gemacht. Er dagegen hatte inzwischen mit dem alten Graf Westphalen, mit dem er von Kindheit an eng befreundet ist, die Verabredung getroffen, daß ich dessen einzigen Sohn und Erben,

den jungen Grafen Victor v. Westphalen heirathen solle und hat den alten Grafen zu meinem Vormund in seinem Testament ernannt. Seit Monaten nun habe ich von Fritz, meinem Bräutigam keine Nachricht. Meine letzten Briefe, nach seinem Garnisonsort in Ungarn datirt, kamen als unbestellbar zurück. Ich weiß nicht, ist er todt, oder habe ich mich in seinem Charakter getäuscht, ist er treulos geworden. Jetzt, nachdem mein Vater gestorben, habe ich unter dem Vorwand, eine Erholungsreise anzutreten, meine Heimath verlassen. Ich eilte hierher, denn ich muß Klarheit, Gewißheit haben, so fürchterlich diese für mich auch sein mag. Sie Excellenz, waren damals Zeuge, Sie kennen die eigenthümlichen Verhältnisse. Ich wende mich an Sie. Ihnen muß es möglich sein, den Aufenthalt des Baron Hornay zu entdecken, ich könnte, ohne mich zu compromittiren, keine Nachforschungen anstellen. Das ist meine Bitte, welche ich an Ew. Excellenz richte.“

Der Minister hatte schweigend zugehört. Er empfand ein lebhaftes Interesse für das junge Mädchen, welches die ungewöhnliche Energie besaß, ohne auf die Rücksicht, die Geburt und Stand ihr auferlegt, zu achten, lediglich dem Drang ihres Herzens zu folgen. Er sann nach. So lebhaft ihm auch die Erinnerung an den Vorfall



deren Zeuge er im Jahre 1866 gewesen war, so hatten doch die Zeitereignisse ihn verhindert, einzelnen Personen, mit denen er damals vorübergehend in Berührung gekommen, seine Aufmerksamkeit auch ferner zu widmen. So hatte er den Baron Hornay gänzlich aus dem Auge verloren, doch war es ihm wieder, als sei dieser Name ihm erst kürzlich zu Ohren gekommen.

„Durchlaucht,“ erwiderte er, „ich habe in diesem Augenblick keine Kenntniß, wo Baron Hornay sich befindet, jedoch werde ich leicht ihn ermitteln. In jedem Falle stehe ich mit Vergnügen zu Diensten. Was den jungen Grafen Westphalen betrifft, so hörte ich kürzlich, daß er entschlossen sei, sich nach Rom zu begeben, um in den Maltheserorden zu treten und seinem Leben, ohne sich jemals zu verheirathen, lediglich der Vertheidigung des heiligen Rechtes zu widmen.“

„Graf Victor v. Westphalen soll schwermüthig sein,“ bemerkte Prinzessin Gisela. „Er soll in Wien den Selbstmord eines jungen Mädchens verschuldet haben.“

„Ganz richtig. Doch halt, da fällt mir eben ein, daß ein Baron Hornay hier in Wien momentan sich aufhält. Er wurde von der ungarischen Regierung bei der Organisation der Honved-Cavallerie verwendet. Ich weiß nicht, ob

dieses derselbe ist, jedoch kann ich darüber Morgen schon Näheres erfahren.“

Die Prinzessin erhob sich.

„Es ist unbescheiden von mir,“ sagte sie mit einem liebreizenden Lächeln, „einen Mann, auf dem die Sorge der Regierung lastet, mit meinen kleinlichen Privatverhältnissen zu behelligen. Aber ich stehe ganz allein in der Welt, ich habe Niemanden, keinen Freund, an den ich mich wenden könnte.“

Giskra ergriff lebhaft die ihm dargebotene Hand der Prinzessin. „Ich halte es für Menschenpflicht,“ sagte er, „Alles zu thun, was in meinen Kräften steht.“

Darauf verabschiedete sich die Prinzessin und auch Minister Giskra begab sich bald darauf nach seiner Wohnung, um endlich von des Tages Mühe im Kreise seiner Familie auszuruhen.

---

### Siebentes Capitel.

#### Ein junger Priester.

Die ehrwürdigen Patres Kapuziner auf dem Mehlmarkt haben von ihrem Obern die Erlaubniß, in den weiten Räumen ihres Klosters Priestern, welche der Wiener Diözöse nicht angehören, oder in ihr momentan keine seelsorgerische Stel-

lung bekleiden, Wohnung zu geben. Es werden die stillen Räume des Kapuzinerklosters besonders von solchen Priestern bevorzugt, welche für irgend eine nahe oder ferne Zukunft mit ernstern, wissenschaftlichen Studien sich beschäftigen und dem Geräusch der Welt ausweichen wollten.

Im zweiten Stocke des Capuzinerklosters, in einer der Zellen, welche zur Aufnahme nicht zum Convent gehöriger Geistlichen bestimmt sind, finden wir einen jungen hochgewachsenen Mann in der Tracht, welche die Westpriester zu tragen pflegen. Er hat ein bleiches, aber sehr ausdrucksvolles Gesicht. Seine dunkelbraunen Augen haben einen etwas schwärmerischen Glanz, und nehmen wir dazu noch einen etwas melancholischen Zug um den Mund, so würde Jeder den jungen Geistlichen auf den ersten Blick für eine hochinteressante Erscheinung erklären müssen, auch wenn nicht, wie es wirklich der Fall ist, das Ebenmaß der Formen, die Reinheit der Gesichtszüge, das schöne schwarze, lockige Haar ihn zu einem Manne von ungewöhnlicher Schönheit machte.

Ein schmuckloser Arbeitstisch, auf welchem mehrere Bücher aufgeschlagen liegen, befindet sich am Fenster, und der junge Geistliche scheint seine Arbeit nur unterbrochen zu haben, um den Ge-

genstand, der ihn beschäftigt, reiflich zu überdenken.

Und doch ist es, als ob er mit seinen Gedanken von Zeit zu Zeit abschweife nach einer ganz anderen Richtung hin, und dann scheint es, als ob er vor sich selbst erschrecke, und auf seiner schönen weißen Stirne ziehen sich unmuthsvolle Wolken zusammen.

Es dunkelt bereits in dem kleinen Zimmer. Sehnsüchtig schaut der junge Mann nach dem mattblauen Frühlingshimmel, von dem er von den Fenstern aus zwischen den hohen Mauern ein Stückchen sehen kann, empor.

Es ist nicht möglich, murmelt er, sie kann es nicht gewesen sein, wie sollte sie hierher kommen. Ich muß mich getäuscht haben.

Wieder versucht er es, nachdem er einen Blick in eines der Bücher geworfen, seine Gedanken zu sammeln.

Da tritt einer der dienenden Brüder des Klosters ein.

„Ew. Hochwürden,“ sagte er, „es ist im Sprechzimmer eine Dame, welche dringend Ew. Hochwürden zu sprechen wünscht.“

Der junge Mann schrickt zusammen.

„Eine Dame? Das muß wohl ein Irrthum sein. Zudem,“ setzt er zögernd hinzu, „ich bin



zu sehr beschäftigt, ich kann jetzt Niemanden empfangen."

Der dienende Bruder geht, doch bald darauf kehrt er zurück.

"Gewiß," sagte er, "die Dame läßt sich nicht abweisen. Sie ist die Kammerfrau der Prinzessin von Hochberg, und hat ausdrücklich den Auftrag, Ew. Hochwürden zu sprechen, da die Gesellschafterin der Fürstin erkrankt sei und des geistlichen Zuspruchs bedürfe."

"Die Fürstin Hochberg, das ist etwas Anderes! Sie ist aus meiner Heimath. Sagen Sie der Dame, ich käme sogleich."

Die vorherige Besorgniß des jungen Geistlichen ist verschwunden. Hat er doch als ganz junger Cleriker, damals als er soeben von dem Bischof Ketteler in Mainz zum Priester geweiht worden war, auf dem Schlosse des gastfreien, streng-katholischen Fürsten von Hochberg viel angenehme Tage zugebracht, mit dem im Jahre 1866 in Böhmen, in Folge seiner Wunden gestorbenen Prinzen war er befreundet gewesen, und er kennt auch ganz gut die junge Prinzessin.

Rasch und freudig kleidete er sich um, nahm einen Mantel, da die Abendluft noch immer scharf und kalt war, und eilte hinab in das Sprechzimmer.

Die Dame, welche ihn erwartete, war ihm

bekannt. Sie war seit Jahrzehnten schon in dem fürstlichen Hause bedienstet, noch als die, längst verstorbene Fürstin Mutter noch lebte, hatte sie die Stelle einer Kammerfrau bei derselben versehen. Jetzt bekleidete sie denselben Posten bei der jungen Prinzessin.

Sie begrüßte freundlich, wenn auch sehr förmlich den jungen Priester.

„Die Gesellschaftsdame ihrer Durchlaucht,“ sagte sie, „ist erkrankt. Sie litt schon unterwegs. Durch Zufall erfahren wir, daß Ew. Hochwürden hier in Wien sich befanden und da auch Fräulein Corinna in Mainz Ew. Hochwürden gekannt hat, so bin ich gesendet worden, Ew. Hochwürden zu bitten, die Kranke zu besuchen.“

Der junge Geistliche verbeugte sich schweigend. „Corinna!“ Er hatte diesen Namen nie gehört und doch behauptete die Dame, ihn zu kennen. Die, an welche er gedacht, und mit welcher er vorhin sich gefürchtet hatte, zusammenzutreffen, hieß doch ganz anders.

„Wo ist Ihre Durchlaucht abgestiegen,“ frug er die Kammerfrau.

„Drüben im Hotel Wunsch, es sind nur wenige Schritte, sonst würde Durchlaucht einen Wagen gesendet haben.“

Sie gingen zusammen quer über den Platz. Es war ein Zufall, daß die Prinzessin ge-

nau in demselben Zimmer ihr Absteigequartier genommen hatte, in welchem, wie wir wissen, vor anderthalb Jahren Graf Victor von Westphalen wohnte und wohin er Kathi zuerst brachte.

„Durchlaucht haben in einer dringenden Angelegenheit soeben ausfahren müssen,“ meldete der Kammerdiener, als der Kammerherr mit dem jungen Priester hinaufkam.

Es war dies denselben Abend, an welchem, wie wir wissen, Prinzessin Gisela bei dem Minister des Innern, Dr. Giska, sich befand.

Die Kammerfrau führte den Geistlichen in eines der Zimmer und nach kurzem Warten desselben kam sie zurück, und meldete, das Fräulein sei bereit, den hochwürdigen Herrn zu empfangen.

Sie führte den jungen Geistlichen in dasselbe Gemach, in welchem Kathi die erste Nacht nach ihrer Errettung aus dem Donaukanal, geschlafen hatte.

In dem Zimmer herrschte ein Halbdunkel. Am Fenster, das Gesicht nach der Thüre gerichtet, saß in einem hohen Lehnstuhl eine junge Dame. Der Geistliche war eingetreten, aber kaum hatte er die Dame erblickt, so taumelte er erschrocken, bleich, einen Schritt zurück. Es war deutlich in seinem schönen Gesicht zu lesen, daß ein tiefer Schmerz in diesem Augenblicke durch seine Seele schnitt.

„Guten Abend, Pater Josef,“ sagte eine leise, melodische Frauenstimme.

Der Pater schien aus seiner Betäubung zu erwachen. Er ermaunte sich, das Bewußtsein seiner Pflicht trat an ihn und gab ihm Kraft.

„Guten Abend,“ sagte er tonlos. Die Bewegung in ihm war zu mächtig, so daß er es vergaß, den üblichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ auszusprechen.

Er ging auf die junge Dame zu.

„Sie haben, Fräulein,“ begann er mit leiser, aber fester Stimme, mich rufen lassen unter einem andern Namen, und unter dem Vorwand, Sie seien krank. Ich wäre gewiß nicht gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie treffen würde. Sie haben sich eines großen Unrechtes schuldig gemacht. Warum erneuern Sie immer wieder ein Leiden, welches Sie vielleicht eben so sehr schmerzt als mich. Ich gehe wieder. Ich verzeihe Ihnen, daß Sie mein Vertrauen gemißbraucht. Ich werde, falls Sie wirklich des Trostes bedürfen, sofort aus dem Kloster, wo ich wohne, einen anderen Priester herübersenden.“

Er wollte sich wieder umwenden, um zu gehen, da traf ihn aus den Augen der vor ihm Sitzenden ein Blick, voll von unendlichen Weh's und Qual, und dieselbe Stimme sprach mit leisem, flehenden Ausdruck:



„Josef! Bleiben Sie!“

Er blieb. Es war ihm unmöglich geworden, zu gehen.

„Laura,“ sagte er, lassen Sie mich gehen, wir sind getrennt, geschieden für immer. Zwischen mir und Ihnen steht die Priesterweihe, welche mir die Pflicht der Entsagung auferlegt, und welche mir auch die Kraft geben würde, zu entsagen, selbst wenn mein Herz nicht längst erstorben wäre.“

Er hatte die letzten Worte zögernd mit bebender Stimme ausgesprochen, während seine Augen auf dem bleichen Mädchen vor ihm ruhten.

Und wie schön war dieses Mädchen! Die Phantasie eines Malers hatte nie erreicht, so das Urbild einer Juno zu schaffen, als hier die Natur es gethan. Ein edles, stolzes Antlitz, erschaffen zum herrschen; aber verklärt durch die weibliche Milde, daß jedes Herz unwillkürlich sich beugen mußte, daß jeder Blick wie trunken an diesem wunderbaren Antlitz haften mußte, als übe es einen unwiderstehlichen Zauber aus. Das dicke, lange, fast blauschwarze Haar war aufgelöst und floß in üppigen Wellen bis herab auf den Schooß.

„Nehmen Sie einen Stuhl!“ sagte Laura. „Ich will Ihnen etwas erzählen, als wenn ich Ihnen beichtete.“

Der Priester gehorchte. Er setzte sich ihr vis-à-vis, so jedoch, daß sein Gesicht durch den dunklen Vorhang des Fensters beschattet war, während ihre Züge in dem Dämmerlicht deutlich erkennbar waren.

„Es sind jetzt zwei Jahre seit ich Sie zum letzten Male sah. Ich war damals tief unglücklich. Erinnern Sie sich jenes Abends.“

Der Vater nickte schweigend.

„Lassen wir das,“ fuhr Laura fort. „Ich will lieber von vorn anfangen, damit Sie alles wissen, dann werden Sie milder von mir denken. Wissen Sie noch, wie wir als kleine Kinder in Mainz hoch oben in den Festungswerken spielten, wie ich, die ich doch um zwei oder gar drei Jahre jünger bin als Sie, doch muthiger und kräftiger war und ich Sie, den schwächlichen und furchtsamen Knaben immer in Schutz nehmen mußte gegen Ihre Kameraden. Dann wurden wir älter. Damals, es war an dem Tage meiner Confirmation, war auch meine Mutter in Mainz. Ich sah sie zum ersten Male. Ich war, wie Sie wissen, vorher bei meiner Tante in Mainz aufgezogen worden. Sie waren von allen meinen Spielfkameraden der einzige, der mich leiden mochte. Mich, das übermüthige, wilde Mädchen, Sie waren der einzige, der mich nicht verspottete, denn auf mir ruht ja der Fluch meiner Geburt, ich war ja

ein Comödiantenkind, mit dem eigentlich die Kinder der andern, der ehrsamten Bürger und Meister gar nicht hätten spielen sollen.“

„Sie haben mich nicht verspottet, vielleicht weil Sie zu schwach waren und weil ich Sie gegen die Uebrigen beschützte.“

„Da kam meine Mutter und als wir damals Alle in die Kirche gingen, und mich Alle anschauten, zischelte und lachte es.“

„Das ist die Comödianten-Laura,“ hieß es.

„Wie habe ich mich damals gefehnt, daß Jemand für mich eintreten möchte, wie ich so inmitten der andern Kinder allein und verhöhnt dastand. Sie waren auch da, aber Sie blieben in der Mitte der Uebrigen zurück und wollten mich nicht sehen.“

Ein Seufzer drang unwillkürlich bei dieser Erinnerung des jungen Mädchens über die Lippen des Geistlichen.

„Dann sahen wir uns wieder da unten an den Ufern des Rheines und da kam dann der Abend, wo Sie mir ewige Liebe und Treue schwuren.“

„Ich hatte ja damals Niemanden auf der weiten, weiten Welt. Meine arme Mutter war gestorben. Es war kurz vorher der Abend gewesen, wo mein Vater mich in Mainz wieder einmal besucht hatte. Es war ihm gelungen, ein

Gastspiel für einen Abend abzuschließen. Er hoffte, daß er dem Mainzer Publikum gefallen, daß man ihn für das Stadttheater als Komiker engagiren würde. Da kurz, ehe der Vorhang aufging und er auftreten sollte, erhielt er die Depesche, daß meine Mutter in Bingen sterbenskrank läge. Da durchzuckte wohl der Schmerz sein Gehirn, aber da drunten saß das tausendköpfige, tausendzünzige Ungeheuer, das Publikum und war schon ungeduldig auf den Beginn der Vorstellung. Er mußte spielen, er mußte seine Spässe machen, mit dem Leid im Herzen, mit dem Gedanken an sein krankes armes Weib, an sein Kind, an mich. Er konnte hoffen, daß, wenn er gefiel, daß meine Mutter Ruhe finden und genesen würde, wenn sie nicht mehr mit einer wandernden Truppe umherzuziehen braucht.“

„Er spielte, spielte gepeitscht von dem Wahnsinn und der Verzweiflung. Aber je tollere Spässe er trieb, desto kälter wurde das Publikum. Er dachte jedoch immer an sein sterbendes Weib. Da konnte er jeden Ton nicht treffen, der dem Publikum gefällt. Man piff ihn aus und ich, seine Tochter, war da, ich sah ihn hinter den Coulissen zusammensinken, elend verspottet, verhöhnt. Am andern Morgen fuhr er fort und ich erfuhr am Abend, daß meine Mutter gestorben sei und daß er, mein armer Vater, voll Verz-



zweiflung den Tod in den Fluthen des Rheines gesucht.“

Mit schneidendem Tone, mit stets gesteigerter Leidenschaftlichkeit der Stimme hatte Laura diese Worte gesprochen. Vater Josef verhüllte sein Gesicht mit seinen Händen und lehnte wie gebrochen in seinem Sessel.

„Damals war ich der Verzweiflung nahe. Sie trösteten mich. Sie schwuren mir, daß Sie mich liebten, daß Sie Vater und Mutter mir ersetzen wollen. Wir waren ja Beide noch Kinder. Es war der Schwur eines Knaben.“

„Sie wurden mein Lehrer. Wenn mein Geist entwickelter wurde, als der vieler anderer Frauen, waren Sie es, dem ich dies verdanke. Ich liebte Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, ich betete Sie an. Ich hatte nichts auf der ganzen weiten Welt als Sie.“

„Da kam die Probe Ihrer Liebe. Meine Neigung führte mich zum Theater. Ich trat zum ersten Male auf. Ich hatte Erfolg. Ich war ja jung und schön. Da verlangte Ihr Vater von Ihnen, Sie sollten Priester werden, Sie, mit der Liebe zu mir im Herzen, sollten das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen. Warum, weil Ihr Vater bei Ihrer Geburt es gelobt, daß er Sie zum Priester erziehen wollte.“

„Sie verschwiegen es mir, dann kamen Sie

seltener, dann kamen Sie gar nicht mehr. Dann hörte ich, daß Sie in das Priesterseminar getreten.“

„Da brach Alles in mir zusammen. Zum ersten Male in meinem Leben war ich getäuscht worden, der Mann, den ich über Alles liebte, hatte mich verrathen, hatte mich geopfert. Ich warf mich, um den Wurm im Herzen zu tödten, in den Strudel der Vergnügungen. Ich that Alles, um durch künstlerischen Ruhm meine Seelenqual zu lindern. Vergebens.“

„Damals vor zwei Jahren, sahen wir uns wieder. Ich Schauspielerin, die Geliebte des preußischen Prinzen, Sie der Priester, der Seelsorger.“

„Vor einem halben Jahre hörte ich, daß Sie in Wien seien. Ich hatte Sie nicht vergessen. Ich beschloß Sie aufzusuchen. Die Gelegenheit bot sich mir. Ich lernte durch Zufall die Prinzessin Hochberg kennen. Ich schloß mich ihr an, und Sie nahm mich hierher als Gesellschafterin. Sie kennt meinen wahren Namen, aber sie weiß nicht, daß ich Sie näher kenne.“

„Ich mußte Sie wiedersehen. Ich verzichte auf Sie nicht, niemals! Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte. Sie werden versuchen, mir zu entfliehen. Ich werde Sie wieder finden. Sie sind mein. Ihre Seele gehört mir und ich ent-

reißt diese Seele das Kleid, welches Sie von mir trennen will.“

Laura schwieg.

Der Vater saß wie gebrochen ihr gegenüber. Es war ihm, als ob sein Bewußtsein schwinde. Er fühlte sich so namenlos elend, so unglücklich.

Das Bild der Vergangenheit, welches Laura's Erzählung aufgerollt, stand in frischer Farbe vor ihm. Er rang nach Fassung. Er kämpfte mit aller Macht gegen die Gefühle seines Herzens. Vergebens.

Eine unwiderstehliche Macht zog ihn zu den Füßen des Weibes hin, welches er geopfert, welches er so unglücklich gemacht.

Er sank vor ihr auf die Kniee und legte seinen Kopf auf ihr Schoß.

„Vergieb mir,“ hauchte er leise.

Sie hob ihn auf und drückte ihm einen Kuß auf die Stirne.

Dann verschwand sie. Er blieb allein.

Wirr, mit heißer Stirne, als fühle er immer noch den Kuß brennen, schwankte er bald darauf hinüber nach dem Kapuzinerkloster.

## Achstes Capitel.

## Sociale Kämpfe.

Hartung und Oberwinder hatten im Laufe der Zeit die Leitung der Arbeiterbewegung in ihre Hände bekommen. Die beiden jungen Männer ergänzten sich gegenseitig. War Hartung ein schlagfertiger Volksredner, der über ebenso viel feurigen Schwung, wie über rethorischen Pathos gebot, war er ganz der geeignete Mann, weil er selbst eine leidenschaftliche leicht bewegliche Natur, die Masse zu bewegen und fortzureißen, so war dagegen Oberwinder der mehr ruhig überlegende scharfberechnende Geist, gewissermaßen der Moltke der Bewegung.

Es war bisher den Arbeiterführern glücklich gelungen, die Arbeiterbewegung von den inneren Spaltungen, welche in Deutschland ihre Kraft gelähmt hatten, zu bewahren. Zwar fehlte es nicht an Elementen, welche gern ihr persönliches Interesse über das der Sache gesetzt hätten, aber das energische Einschreiten Derjenigen, welche das allgemeine Vertrauen der Arbeiter genossen, hinderte jede Ueberschreitung der einmal gezogenen Grenzen.

Der von dem Minister Berger Giskra gegenüber erwähnte Mühlwasser aus Brünn hatte sich



wiederholt bereits in Wien gezeigt, aber die Art und Weise seines ganzen Auftretens war für Oberwinder und alle andern ehrlichen Leute so absolut unsympatisch, daß es ihm nicht gelang, den geringsten Einfluß zu gewinnen.

Besuchen wir inzwischen einen Ort, welcher, wenn einmal die Geschichte der Socialdemokratie in Oesterreich geschrieben werden sollte, jedenfalls eine große Rolle in dieser Geschichte spielen würde.

Es ist das große graue Gebäude am Eingang der Alserhauptstraße, in welchem das k. k. Landesgericht in Strassachen seinen Sitz hat.

Vor der Thür dieses Gebäudes hält ein Comfortabel. Ein Polizeikommissär in Uniform springt heraus, ihm folgt ein Herr in Civil, in welchem wir den Vater Florencourt erkennen.

Es sind einige Preßprozesse, deren unangenehme Folgen der Herr Vater hier abzubüßen hat. Nachdem er dem Verhandlungsrichter vorgeführt und übergeben worden ist, wird ihm, da es gerade Zeit ist, wo die Gefangenen ihren Spaziergang machen, gestattet, sich in den Hof zu begeben. Ein junger Mann, hochgewachsen, mit schwarzem Haar und Bart, gesellt sich bald zu ihm.

Es ist dies der Serbe Milan Subaric, welcher wegen Aufreizung und ähnlicher Vergehen,

die er als Arbeiteragitator begangen haben sollte, auf einige Monate in Haft verwiesen ist.

Es ist für den gebildeten Mann, der durch irgend ein Vergehen Bekanntschaft mit den inneren Räumlichkeiten irgend einer Strafanstalt macht, ein angenehm wohlthuendes Gefühl einen Leidensgefährten zu finden, mit dem, wenn derselbe auch vielleicht auf einem ganz andern politischen und religiösen Standpunkt steht, er seine Ansichten austauschen kann.

Bald waren Subaric und Florencourt im lebhaftesten Gespräch, und zu ihnen gesellte sich nunmehr auch ein kleiner, ältlicher, untersehter Mann mit graumelirtem Bart und Haar — Moses Leidesdorf.

Nach den ersten Fragen und Begrüßungen kam das Gespräch bald auf die Arbeiteragitation. Es war noch ein dritter Socialdemokrat wie Subaric und Leidesdorf im Gefängnißhose, Pfeifer, und auch er betheiligte sich lebhaft an dem Gespräch.

„Der Minister Giskra hat an sämtliche Statthaltereien einen Erlaß gerichtet, worin er die Bestrebungen der Arbeiterpartei für staatsgefährlich erklärt,“ sagte Florencourt.

„Dann muß dieses Ministerium gestürzt werden,“ rief der heißblütige Subaric. „Das Volk

muß sich in Massen erheben. Niemand kann uns widerstehen, wenn wir nur ernsthaft wollen.“

Florencourt lächelte.

„Sie irren, Freund,“ sagte er, „soweit sind wir in Oesterreich Gott sei Dank noch nicht, daß jede beliebige Straßenemeute im Stande wäre, die Regierung zu stürzen. Dafür gibt es Soldaten und gezogene Kanonen.“

Die Soldaten werden für uns Partei ergreifen, sie sind ebenso unterdrückt wie wir.“

„Ich glaube das nicht,“ entgegnete Florencourt. „Uebrigens ist Wien nicht der Ort, dessen man selbst mit organisirten Massen sich so leicht bemächtigen könnte.“

„O gewiß,“ meinte Subaric, „wenn sie den Platz am Heinrichshof, den Opernring besitzen, so ist ganz Wien in ihrer Gewalt. Das ist der wichtigste strategische Punkt.“

„Ich verstehe davon nichts,“ erwiderte Florencourt.

„Es ist Zeit, daß wir in unsere Zellen zurückkehren,“ meinte Leidesdorf. „Vielleicht haben wir gar das Vergnügen, Herr Doctor, Sie als Zellen-genossen zu erhalten.“ Er drückte bei diesen Worten Florencourt die Hand. Gleichzeitig aber warf er Subaric einen Blick zu, den dieser durch ein leichtes Kopfnicken erwiderte.

Leidesdorf und Pfeifer gingen voran, dem

Innern des Landesgerichtes wieder zu, während Subaric und Florencouri folgten.

„Herr Doctor,“ sagte unterwegs zögernd und schüchtern Subaric zu dem Geistlichen, „nehmen Sie mein folgendes Anerbieten nicht übel. Sie sind vielleicht in Folge Ihrer plötzlichen Verhaftung nicht recht bei Casse, wir haben so einen kleinen gemeinschaftlichen Fond, den uns unsere Parteigenossen, die Arbeiter, wenn sie uns besuchen, heimlich zustecken. Wenn Sie mit uns theilen wollen, steht er Ihnen ebenfalls zu Gebote.“

Florencourt wußte nicht, was er antworten sollte. Das hatte er nicht erwartet. Rührung überkam ihn, er war nahe daran, daß ihm die Thränen in die Augen getreten wären.

Zum Glück kam in diesem Augenblick der Amtsdienner, der ihn in seine Zelle abführen sollte, und mit einem kurzen, aber herzlich gemeinten Händedruck verabschiedete sich der katholische Priester von dem Socialdemokraten.

„Fürwahr!“ murmelte der Vater vor sich hin, „solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Da hätte ich zu vielen frommen und reichen Leuten kommen können, das wäre mir nicht begegnet, wie hier bei diesen armen Arbeitern. Es muß doch eine eigenthümlich heiligende Lehre sein, diese Socialdemokratie, welche solche Menschen erzieht.“



Das waren die Gedanken, welche den Redacteur des „Vaterland“, Herr Vater Flourencourt, nach seinem ersten Zusammentreffen mit den gefangenen Socialdemokraten in seine Zelle begleiteten. Die Führer draußen in der Freiheit blieben inzwischen auch nicht unthätig.

In Deutschland hatte die Arbeiterpartei beschlossen, um die obschwebenden Differenzen auszugleichen, einen Parteitag nach Eisenach auszusprechen. Der Punkt, um den diese Differenzen sich drehen, ist ein principieller, für die Zukunft Deutschlands und der Socialdemokratie entscheidend.

In Deutschland sowohl wie in Oesterreich existirt noch ein zahlreicher kleiner Bürgerstand, die selbstständigen Meister und Handwerker, die kleinen Kaufleute, Gastwirthe und sonstigen Geschäftsleute. Diese Gesellschaftsclasse ist unmittelbar dem Untergang geweiht. Einigen von ihnen gelingt es durch Sparsamkeit und glückliche Speculationen oder außerordentliche Zufälle sich Vermögen zu erwerben, also in die Classe der Capitalisten zu treten, die Mehrzahl aber kämpft einen fruchtlosen, hartnäckigen Kampf gegen die Uebermacht des Capitals um ihre Existenz, bis früher oder später sie doch dieser Uebermacht zum Opfer fällt und in die Reihen des Proletariats tritt.

Da nun derartige sociale Umgestaltungsprozesse naturgemäß in großen Staaten sich rascher vollziehen als in kleinen, so ist trotz aller seiner demokratischen Ideen dieses kleine Bürgerthum ein instinctiver und deshalb, weil es das Gefühl der bedrohten Existenz hat, ein fanatischer Anhänger der Vielstaaterei, ja namentlich der kleinstaatlichen Dynastien und kleinen Höfe, welche ihm Geld zu verdienen geben.

Die Socialdemokratie hat dagegen, gerade um den socialen Umgestaltungsproceß zu beschleunigen, das Interesse, für große Staatsbildungen, für die Vernichtung der Kleinstaaten einzutreten.

Außerdem aber gibt es in Deutschland noch einen Bodensatz von alten Demokraten aus dem Jahre 1848, welche sich ein ideales Bild deutscher Zukunft entwerfen, nachdem Deutschland in eine Unzahl kleiner Republiken zerschlagen, einen Föderativstaat wie die Schweiz bilden soll. Diese Leute, verrannt in ihrer fixen Idee finden nun in den Ereignissen des Jahres 1866 eine Stärkung des monarchischen Elementes und klammern sich nun, ohne zu begreifen, daß sie dadurch der Reaction dienen, an die Existenz der deutschen Einzelstaaten an.

Diese beiden Parteien bemühen sich nun in Deutschland, die socialdemokratische Arbeiterpartei in ihr Netz zu locken, um das, was ihnen an

Zahl und Einfluß, namentlich aber an Thatkraft und Energie fehlt, durch die Arbeiterpartei zu ersetzen.

Der Hauptintrigant im Interesse dieses reactionär-demokratischen Philistertums ist Wilhelm Liebknecht aus Leipzig. Ein Mann, der bereits im Jahre 1848 bei allen demokratischen Krähwinkeleien eine Rolle gespielt. Er ist Fanatiker, wie alle Leute, denen die geistige Fähigkeit fehlt, zu überzeugen, er ist unduldsam, wie alle Leute, welche eine gewisse Ahnung davon haben, daß ihre Ansichten die Kritik Anderer nicht aushalten können. Ihm handelt es sich nur darum, die Kleinstaaterei zu retten, weil er verrannt in unausführbare Auswüchse socialistischer Ideen, welche mit der Socialdemokratie nichts zu schaffen haben, von einem fanatischen Haß nicht blos gegen einen bestimmten Staat überhaupt, sondern gegen jede Staatsform, welche der Regierung irgend eine Macht verleiht, welche nicht absolute Anarchie ist, erfüllt. Selbstverständlich stützt sich nun Liebknecht auf das demokratische kleine Bürgerthum, welches in seiner Herzensangst um die bedrohte Existenz sich an jedes Stuhlbein irgend eines verfaulten kleinen Hofes anklammern möchte.

Von der Schweiz aus wird diese Liebknecht'sche reactionär-socialistische Agitation unterstützt und gefördert durch einen gewissen Dr. Ladendorf,

einen Mann, dessen politische Ideen zu schildern uns unmöglich ist, weil er offenbar keine besitzt. Ladendorf hat nur eine fixe Idee, das ist die, daß er der Mittelpunkt der Welt, so eine Art unfehlbarer demokratischer Papst ist, daß mithin, wo er sich befindet, Himmel und Seligkeit sind, während z. B. in Preußen die Hölle, der jedesmalige König von Preußen so eine Art Lucifer oder Oberfürst der Hölle ist.

Diese unsauberen Elemente waren es immer, welche sehnsüchtig ihre Blicke nach Oesterreich richteten, um die jugendlich kräftige Arbeiterbewegung in Oesterreich in ihr faules Fahrwasser einzulenken. Charakteristisch ist es auch, daß beide, Liebknecht wie Ladendorf, zu den fanatischsten Feinden Ferdinand Lassalles stets gehört haben und noch gehören, jedoch natürlich, bei passender Gelegenheit und wenn es ihnen sonst zweckmäßig erscheint, Liebe und Verehrung erheucheln.

Liebknecht benutzte den im Sommer 1869 in Wien stattfindenden Journalistentag, um die Arbeiterbewegung in seinem Sinne zu beeinflussen. Er sprach auch auf einer Volksversammlung und forderte die Arbeiter zur Beschickung des Parteitages in Eisenach auf, was auch beschlossen wurde.

Wir finden ihn an dem Abend des auf die Volksversammlung folgenden Tages in einer kleinen Weinstube der innern Stadt. Bei ihm



setzt Edmund Mühlwasser aus Brünn. „Ich glaube, Ihre Mühe, Herr Doctor, ist vergebens, Oberwinder ist ein zu schlauer Fuchs, er läßt sich in Eisenach nicht fangen und Scheu ist ein Mensch, dem die Klugheit fehlt. Er spricht gerade und offen seine Ansicht aus und verschweigt nichts. Der Scheu wird Ihnen mehr verderben, als nützen.“

Liebknecht schüttelte mit dem Kopf und zieht verächtlich den Mund.

„Jetzt, lieber Freund Mühlwasser, können sie mir Beide nicht mehr entgehen. Nachdem einmal beschlossen worden ist, den Parteitag in Eisenach zu beschicken, habe ich mein Spiel gewonnen.“

„Ich glaube nicht, Oberwinder vielleicht, Oberwinder ist persönlich ehrgeizig, er gibt nach, wenn er nur Führer bleiben kann, aber bei Scheu ist das nicht der Fall. Der geht kein Haar breit von seinen Grundsätzen ab.“

„Lieber Mühlwasser, mir scheint Sie beurtheilen Oberwinder ganz nach sich. Seien wir offen. Jeder Mensch darf etwas Lump sein, ich bin es, Oberwinder ist es vielleicht auch. Aber Sie treiben es etwas stark. Sie, lieber Mühlwasser, sind allmählig zu einem Grad Lump geworden, daß Sie in Ihrer Laufbahn nur noch einen Schritt zum Polizeiagenten haben. Lassen

Sie sich durch Ihren blinden Haß gegen Oberwinder zu nichts verleiten.“

Mühlwasser hatte sich bei diesen Worten Liebknechts entfärbt.

„Mir handelt es sich darum“, fuhr Liebknecht fort, „die föderativ-republikanischen Ideen in die österreichische Arbeiterbewegung hineinzubringen, damit in Deutschland die Bismarck-Partei aufhöre. Deutschland braucht kein mächtiger Staat zu sein, wenn wir nur frei sind und Jeder thun kann, was er will. Sie aber, lieber Mühlwasser, Sie wollen lediglich Oberwinder stürzen, um sich an seine Stelle zum Führer der Arbeiter emporzuschwingen und Sie bedenken dabei nicht, daß Sie diesem Posten geistig gar nicht gewachsen sind.“

„Doch ich merke“, fügte er, nach der Uhr sehend, hinzu, „daß es hier auch Zeit ist, zu einem Freund, der mich erwartet, zu gehen. Gute Nacht. Auf Wiedersehen in Eisenach.“

Mühlwasser blieb in Gedanken versunken allein sitzen. Der entscheidende Moment nahte. Jetzt war die Gelegenheit gekommen, Oberwinder zu beseitigen, diesen Mann, der ihm so offen seine Verachtung gezeigt und gegen dem er schon deshalb mit vollem Haß erfüllt war, weil er fühlte, um wie Vieles dieser ihm an Geist und Charakter überlegen war.

Sein Auge begann unheimlich zu funkeln, seine Faust ballte sich und heftig stürzte er ein Glas Wein nach dem andern hinunter.

„Er muß zu Grunde gehen!“ murmelte Mühlwasser voll dämonischer Gluth nochmals vor sich hin.

In diesem Augenblick unterbrach ihn ein leichter Schlag auf die Achsel in seinen Rachegeanken. Er blickte auf und fast erschrocken fuhr er empor. Doch bald faßte er sich wieder und legte seine Hand in die ihm dargereichte Rechte des Mannes, der zu ihm herantreten war.

„Servus Mühlwasser“, sagte dieser im Tone kameradschaftlicher Vertraulichkeit. „Wie kommen Sie denn daher in dieses Beisel.“

„Durch Zufall, ein Freund von mir, ein auswärtiger Journalist, und ich, wir hatten unterwegs Durst auf ein gutes Glas Wein bekommen und da ich gehört habe, daß diese Weinstube berühmt ist wegen ihres reinen Weines, so kehrten wir hier ein.“

„Sie lieben, wie es scheint, den reinen Wein und vielleicht aus dieser innigen Liebe ist es zu erklären, daß Sie auch auf anderen Gebieten den „reinen Wein“ lieben und ihn Niemandem einschänken, sondern ihn für sich behalten.“

Mühlwasser lächelte. „Sie sind ein Spaßvogel, ich sage stets was ich denke.“

„Nun wie man's nimmt. Man kann dasjenige sagen, was man gerade denkt, denn um etwas zu sagen, muß man ja denken, aber außerdem kann man gleichzeitig noch etwas Anderes denken und dieses lieber verschweigen. Uebrigens setzen wir uns. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so nehme ich Platz bei Ihnen.“

Mühlwasser rückte bereitwillig einen Stuhl herbei und sein Bekannter setzte sich zu ihm.

„Das war gewiß Liebfnecht, der mit Ihnen hier war,“ begann derselbe wieder.

„Woher wissen Sie das“, frug Mühlwasser erstaunt.

„Ich weiß es nicht, ich vermuthete es nur, daß der fremde Journalist Liebfnecht war.“

„Sie haben Recht, er war es. Kennen Sie ihn?“

„Ja, ich habe ihn vor zwanzig Jahren in der Schweiz gesehen, ehe er nach England ging. In England traf ich ihn wieder, aber jedes Mal war unsere Berührung zu flüchtig, um ein Urtheil zu fällen.“

„Er ist ein bedeutender Mensch!“

„Möglich. Jedenfalls operirt er sehr geschickt.“

„Wie so?“

„Nun, er wird von Jedem, der nicht scharfsinnig genug ist, ihn zu durchschauen, für einen Demokraten gehalten. Inzwischen vertritt er auf



der einen Seite das Dynastenthum, die Klein-  
staaterei und ist deßhalb der Liebling aller deutschen  
Königszürsten, andererseits ist er für Herrn von  
Bismarck eine unschädliche, bequeme Opposition  
und sollte einmal in Deutschland eine ernsthafte  
Bewegung ausbrechen, oder ein Krieg beginnen,  
so sperrt man Bebel, Liebknecht, Sakoby u. s. w.  
einfach ein und die Sache ist abgethan."

"Glauben Sie wirklich, daß er in Deutsch-  
land so wenig Anhang hat?"

"Nun, Sie werden ja Gelegenheit haben,  
sich zu überzeugen, wenn Sie jetzt hinaus nach  
Eisenach gehen."

"Woher wissen Sie, daß ich nach Eisenach  
gehe?"

"Ich schließe es einfach aus den natürlichen  
Verhältnissen. Sprechen wir offen. Sie wissen,  
Mühlwasser, ich bin Ihr Freund. Wenn ich auch  
selbst bei der Arbeiterbewegung nicht thätig bin,  
so verfolge ich dieselbe doch mit aufmerksamem  
Blicke. Ich habe schon längst im Stillen mich  
daráber geárgert, daß ein Mann wie Sie, der  
so viel Talente hat, immer bei Seite geschoben  
wird. Sie wollen Oberwinder stürzen. Sie wollen  
in Eisenach den Versuch dazu machen. Haben Sie  
sich schon einen Plan überlegt."

"Nein! Ich glaube, das ergibt sich erst an  
Ort und Stelle."

„Im Gegentheil. Oberwinder ist schlau und momentan kann er mehr auf Liebknechts Hilfe rechnen, als Sie. Sie wissen, daß Liebknecht und seine Clique, nach dem Ausspruch des Dichters Georg Herwegh, falsch ist wie Galgenholz.“

„Was soll ich thun?“

„Nichts einfacher als das. Sie müssen provociren. Scheu und Oberwinder werden das socialdemokratische Programm vertreten,“ Sie müssen dann statt des Begriffes „Volksstaat, das Wort „Republik“ beantragen. Sie können dies ruhig thun. Einerseits rechnet die Behörde Sie nicht zu den staatsgefährlichen Elementen, weil man bei Ihnen, als bei einem geborenen Oesterreicher voraussetzt, daß Sie ein gewisses Interesse an dem Bestande Oesterreichs haben, andererseits betrachtet man Sie, für den Fall, daß einmal gegen Oberwinder ein Proceß gemacht werden muß, als den besten Zeugen. Wenn Oberwinder und Scheu nun das Wort „Republik“ nicht annehmen, so diskreditiren sie sich bei den Arbeitern, welche dann an ihnen zu zweifeln beginnen, nehmen sie aber das Wort an, so fallen sie nach ihrer Rückkehr in die Hände der Polizei und kommen sicher wegen Hochverraths so lange nach Suben oder Garsten, daß Sie inzwischen Zeit haben, sich der ganzen Arbeiterbewegung zu bemächtigen.“

Mühlwasser schaute dem Sprecher in's Gesicht. „Ihr Vorschlag gefällt mir,“ sagte er, „ich will ihn überlegen. Es ist wahr. Etwas muß geschehen. Ich muß nach Eisenach, wenn ich auch immerhin jetzt noch nicht weiß, woher ich das Geld nehme.“

„Wenn Sie weiter keinen Kummer haben. Ich bin wie Sie Socialdemokrat, aber geborner Oesterreicher, und will, daß diese auswärtigen Hezer endlich einmal beseitigt werden. Wagen Sie das Ding. Ich strecke Ihnen mit Vergnügen das Reisegeld vor. Sie können mir es zurückzahlen, wenn Sie wollen. Kommen Sie morgen früh zu mir. Ich muß jetzt nach Hause, meine Frau erwartet mich. Also auf Wiedersehen, morgen früh.“

Mühlwassers Freund verabschiedete sich von ihm mit diesen Worten. Er nahm draußen auf der Gasse den nächstbesten ihm begegnenden Comfortable und fuhr direct zur Polizeidirection, wo er trotz der vorgerückten Stunde noch eine lange Conferenz mit dem Polizeidirector hatte.

Mühlwasser war in dem Weinhaus sitzen geblieben und in dem süßen Gedanken auf Rache an dem ihm verhassten Oberwinder trank er ein Glas nach dem andern, bis er spät in der Nacht in den Gasthof taumelte, wo er Logis genommen.

Einige Tage später reiste er mit dem Gelde, welches ihm sein großmüthiger „Freund“ vorge-  
streckt, nach Eijenach.

### Neuntes Capitel.

#### Enttäuschungen.

Baron Friedrich Hornay, der Hufarenrittmeister, den wir bereits als den Geliebten Elisens, der Tochter des Hofraths v. Treuenfels kennen, war zwar, wie viele junge Officiere leichtsinnig, aber durchaus kein Mann von unedelm oder gar schlechtem Character. Er hatte das Verhältniß mit Elisen angeknüpft, flüchtig, mehr zum Zeitvertreib, ohne daran zu denken, daß das junge Mädchen die Sache so ernsthaft nehme und ihre ganze Hoffnung, ihr ganzes Glück auf ihn setzen würde. Und Elise liebte den Officier mit der ganzen Kraft der ersten Liebe. Wir wissen, welche Opfer sie ihm aus Liebe gebracht. Gerade diese unbedingte Hingabe war es, welche allmählig den jungen Mann gleichgiltig machte. Er gehörte zu den Naturen, welche, um gefesselt zu werden, sich täglich wieder die Liebe erobern müssen, zu den lebhaftigen Geistern, welche der ruhige Genuß ermüdet und die nur den Kampf festhält und anspornt.



Außerdem aber bewahrte Friedrich Hornay in seinem Herzen ein Ideal, und das war Prinzessin Gisela. Er hatte den Briefwechsel mit ihr abgebrochen und absichtlich sich zu einem andern Regiment versetzen lassen, weil er erfahren, daß seitens der Familie der Prinzessin der Verbindung mit ihm die ernstesten Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Der Gedanke, daß man von ihm, dem ungarischen Edelmann, der seinen Adel für eben so gut, ja für besser hielt, als den eines kleinen deutschen mediatisirten Fürsten, denken könne, er habe aus Eigennutz, um eine glänzende Partie zu machen, um die Liebe der Prinzessin erworben und die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen er im Jahre 1866 mit ihr zusammengetroffen, zu seinem Vortheile benützt, empörte ihn.

Lieber wollte er gänzlich auf Gisela's Hand verzichten und gerade deshalb war es ihm angenehm, als er Elisens Bekanntschaft machte, indem er hoffte, daß sie Gisela's Bild aus seinem Herzen verdrängen werde.

In dem Maße aber, als ihm Elise gleichgültig wurde, trat Gisela wieder mehr hervor.

In dieser Stimmung traf ihn folgendes Billet, welches ihm eines Morgens ein Kohndiener brachte:

„Herr Baron! Ich bin in Angelegenheiten meiner Gebieterin, Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzessin Gisela von Hochberg hier, und bitte Sie mich zum Zweck einer Unterredung zu besuchen. Ich erwarte Sie heute früh 11 Uhr im Hotel Munsch.

Corinna von Nebell.“

Der Baron betrachtete das zierliche Billet nach allen Seiten. Offenbar hatte die Dame von Gisela einen bestimmten Auftrag an ihn. Welcher sollte dieser sein. Mit Ungebuld erwartete er die Stunde, welche ihm bestimmt war.

War er an sich ein schöner Mann, so hatte er heute ein stattlicheres Aussehen als gewöhnlich. Er trug seine Paradeuniform und die Orden, welche er durch seine Tapferkeit im Jahre 1866 sich erworben.

Im Hotel Munsch angekommen, erwartete ihn bereits ein Kammerdiener, welcher den Auftrag hatte, ihn sofort bei Fräulein von Nebell zu melden.

Mit Herzepochen betrat der Officier das Zimmer, dann, wie geblendet, blieb er an der Schwelle desselben stehen. Wir wissen aus dem von uns geschilderten Zusammensein mit dem jungen Priester, Vater Josef, welchen bezaubernden Eindruck Corinna oder wie sie mit ihrem

wahren Namen hieß, Laura, machte und heute um so mehr, wo sie in geschmackvollster Weise Toilette gemacht.

Ein langes hellblaues Seidenkleid umfloß ihre üppigen und doch ebenmäßig schönen Formen, in dem prachtvollen schwarzen Haar, welches in gewaltigen Flechten um das Haupt geschlungen war, glänzte als einziger Schmuck eine dunkelrothe Rose, in ihrer gluthvollen Schönheit, ein treues Bild derjenigen, welche sie trug.

„Ihre Durchlaucht, die Frau Prinzessin,“ begann, nachdem sie den Officier zum Sitzen aufgefordert, Laura, mit ihrer tiefen, melodischen Stimme, „ist krank. Sie befindet sich in diesem Augenblicke in Nizza, wo sie den Winter zugebracht. Nachdem sie seit langer Zeit von Ihnen, Herr Baron, keine Nachricht empfangen, hat sie mich, da ich gerade ohnehin in ihren Angelegenheiten Wien besuchen mußte, beauftragt, Sie, Herr Baron, aufzusuchen.“

„Es handelt sich einfach um eine Lösung des Verhältnisses, welches zwischen der Frau Prinzessin und Ihnen, Herr Baron, besteht. Als gläubige Katholikin betrachtet die Prinzessin die damals am Sterbebette ihres Bruders eingegangene Ehe für rechtsgültig. Sie wünscht von Ihnen die Erklärung, daß Sie diese Ehe für aufgelöst betrachten, dann wird sie nach Rom

eilen und vom heiligen Vater die Dispens erbitten, um wieder ihre frühere Freiheit zu erlangen.“

Friedrich Hornay hatte aufmerksam zugehört. Sein Gesicht war auffallend bleich geworden. In diesem Augenblicke sah er nicht die schöne Frau, die mit ihm sprach, sondern er fühlte nur den Schmerz über einen ungeahnten, ihm plötzlich nahe tretenden Verlust.

„Mein Fräulein,“ sagte er mit fester Stimme, „ich bin weit entfernt, der Frau Prinzessin ein Hinderniß sein zu wollen. Sie möge mir durch ihren Rechtsfreund oder Notar die Erklärung schriftlich ausfertigen lassen, ich werde sie in Gegenwart von Zeugen unterzeichnen. Ueberbringen Sie, wenn Sie zu der Frau Prinzessin zurückkehren, ihr mein herzlichstes Lebewohl.“

Mit diesen Worten verneigte sich der Baron, dann aber verließ er, ohne noch ein Wort Laura's abzuwarten, den Salon.

Er war tief verwundet, aber andererseits zu stolz, um sich selbst den Schmerz, den er gelitten, eingestehen zu wollen, und als er jetzt über den Mehlmarkt hinschritt mit so festem und sicheren Schritt und leichtem Lächeln um die Lippen, ahnte gewiß Keiner der Vielen, die mit Wohlgefallen den schönen Officier betrachteten, daß er voll Haß und Bitterkeit gegen die ganze Welt erfüllt war.



Hätte er sich umgedreht, hätte er gesehen, daß zwei schöne dunkle Augen hinter einer der Gardinen des Hotel Wunsch ihm nachschaute, Thränen an den Wimpern, er wäre doch vielleicht zurückgekehrt, und er wäre dann vielleicht Zeuge gewesen, wie Gisela ihrer Gesellschafterin und Freundin Laura in die Arme sank und schluchzend sagte:

„Wir sind zu hart mit ihm, ich kann es nicht ertragen, ihn so schwer zu kränken.“

Laura aber sagte mit dem ruhigen bestimmten Tone, der ihr eigen war:

„Er wird und muß zurückkehren, früher oder später und kommt er nicht, so ist der Verlust nicht zu bedauern.“

Baron Hornay begab sich in den Heinrichshof in die Restauration von Philipshy, und zwar in eines der kleinen Zimmer im ersten Stock, wo, wie er wußte, stets wenig Gesellschaft sich befand.

Er war nicht gerade angenehm berührt, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte.

Der Herr, welcher dies gethan, saß in einer Fensternische an einem kleinen Tisch.

Es war der uns bekannte Baron von Meding.

„Teufel, Hornay, das hätte ich nicht geglaubt, Dich hier in Wien zu treffen. Seit 14 Tagen

bin ich in Wien, ohne ein bekanntes Gesicht zu sehen.“

Hornay hatte mit Meding in einem Regiment gestanden und er wußte, daß dieser hoher Schulden halber seine Stellung als Officier hatte verlassen müssen. Nach den ersten Erkundigungen nach dem gegenseitigen Befinden u. s. w. frug er seinen ehemaligen Kameraden, was er jetzt treibe und welches der Zweck seines Aufenthaltes in Wien sei.

Ich habe für die russische Regierung in der letzten Zeit Eisenbahnarbeiten geleitet. Jetzt ruft mich eine etwas verwickelte Erbschaftsangelegenheit hieher und gleichzeitig beabsichtige ich mich bei den für die Donauregulirung projectirten Arbeiten zu betheiligen.

„Du bist also Spekulant, Industrieller geworden“, bemerkte Hornay. „Man gründet jetzt Banken und Alles mögliche und Du selbst bist vielleicht schon Millionär oder auf dem besten Wege es zu werden.“

„Wer weiß!“ lachte Meding. „Ich habe nur einmal einsehen gelernt, daß Jeder ein Narr ist, der, wie ich es früher gethan, aus Standesrücksichten sich scheut, Geschäfte und dergleichen zu machen. Heute stehen ja Fürsten selbst an der Spitze industrieller Unternehmungen. Wenn Du einen Augenblick wartest, wirst Du gleich das Ver-

gnügen haben, den Fürsten Zarevsky, das Haupt der Dir bekannten Familie, welche seit Jahrhunderten als die eigentlichen Könige Polens betrachtet werden, kennen zu lernen. Ich bin im Begriff, mit ihm und anderen Herren zusammen eine Eisenbahngesellschaft zu gründen. Wenn Du willst, kannst Du sogar theilnehmen, denn ein Name von gutem Klang mehr ist erwünscht."

"Ich danke. Wie Du siehst, bin ich in Paradeuniform und bin im Begriffe, einige dringende militärische Besuche zu machen. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder."

Hastig trank er sein Glas aus und verließ das Lokale. Es war ihm bei seiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung absolut unmöglich gewesen, länger in Gesellschaft zu bleiben und er eilte, um allein sein zu können, nach seiner Wohnung.

Doch es schien heute ein eigener Unstern über ihm zu walten.

Sein Diener meldete ihm, daß bereits seit einer halben Stunde ihm ein Herr erwarte und gab ihm gleichzeitig dessen Karte. „Graf Victor Westphalen“ stand darauf.

Baron Hornay und Graf Westphalen kannten sich ebenfalls von der Zeit gemeinschaftlich bei dem Regimente verbrachter Dienstjahre. Dieser Besuch war ihm willkommen. Er hatte gehört, daß Graf Victor schwermüthig geworden

sein sollte und es war ihm in diesem Augenblick angenehm, Jemanden in einer Gemüthsstimmung zu begegnen, welche der seinigen ähnelte.

Die Freunde umarmten sich. Graf Victor hatte sich in seinem Aeußern wesentlich verändert. Er war hager und blaß geworden. Man sah in seinem schönen Gesichte die Spuren eines tiefen und unheilbaren Seelenleidens. Ein voller Bart, den er jetzt trug, gab ihm ein viel älteres Aussehen, als er wirklich an Jahren alt war.

„Wie geht es Dir, Victor“, rief Hornay, „in der That, wer Dich sieht, möchte glauben, Du sei'st Hamlet selbst geworden. Dichter und immer Dichter.“

„Man ändert sich aber durch Schicksale und Erfahrungen“, erwiderte Victor, den Freund ernst anschauend.

„Nur“, entgegnete Hornay, „in einem Punkte haben wir uns beide hoffentlich nicht geändert, in dem Punkte unserer Freundschaft. Wir sind in dieser Beziehung hoffentlich die Alten geblieben.“ Mit diesen Worten reichte er dem Freunde die Hand hin, die dieser herzlich drückte.

„Ja“, meinte Victor, „und eben deshalb, weil ich glaube, daß Du immer noch der Alte bist, so komme ich zu Dir, um Dich um einen Freundschaftsdienst zu bitten. Höre zu:“

„Du wirst jedenfalls von dem Vorfall, der



mich seinerzeit veranlaßt hat, Wien zu verlassen, genau gehört haben, so daß ich nichts darüber zu sagen habe. Nun, seitdem habe ich keine Ruhe. Ich habe es versucht, in Paris im Strudel rauschender Vergnügungen mich zu zerstreuen, vergebens, ich habe Reisen unternommen, vergebens, ich habe mich in die Einsamkeit zurückgezogen, vergebens. Ich bin des Lebens müde, ich sehne mich nach Ruhe, nach der ewigen Ruhe im Grabe."

Hornay sah theilnahmsvoll seinen Freund an, den er noch vor wenigen Jahren als einen der glänzendsten, lebenslustigsten Cavaliere gekannt. Zu jeder andern Zeit würde er die melancholischen Worte desselben durch irgend ein Witzwort unterbrochen haben, heute, in der Stimmung, in der er sich selbst befand, fühlte er vollständig mit dem Freunde und nickte theilnahmsvoll.

"Ich habe die Ahnung, daß ein Tod mir bevorsteht," fuhr Victor fort, "ich glaube nicht, daß ich noch länger als ein Jahr lebe. Es geht mir wie den Orientalen, welche an die Vampyre glauben. So glaube ich, daß das unglückliche Mädchen, welches um meinetwillen den Tod gesucht, nicht eher im Grabe Ruhe findet, bis ich nicht ebenfalls dem Tode verfallen bin."

"Aber ich bitte Dich, Victor," unterbrach Herr Hornay seinen Freund, "laß' doch diese

trüben Gedanken. Wer wird sich derlei Dinge in den Kopf setzen, solche trübe Phantasien.“

„Das sind keine Phantasien,“ entgegnete Victor, „das ist Wahrheit. Doch lassen wir das Thema und gehen wir zu dem über, was ich Dir eigentlich sein will. Ich bin entschlossen, die Zeit, welche ich noch zu leben habe, einer großen Sache zu opfern. Du als Protestant wirst vielleicht darüber lächeln, aber ich glaube, daß die würdigste Thätigkeit, mit der ich den Rest meines Lebens ausfülle, der Vertheidigung des heiligen Stuhles gewidmet sein muß. Ich gehe nach Rom, um dort in den Maltheserorden zu treten und für den Fall, daß die weltliche Herrschaft des Papstes wieder durch Revolutionen und Räuber angegriffen werden sollte, für den heiligen Stuhl zu kämpfen und zu fallen.“

Hornay, obwohl Protestant, hatte in den aristokratischen Kreisen, in welchen er sich bewegte, schon so oft derartige Aeußerungen gehört, daß sie ihm nicht mehr auffielen, sondern er nickte zustimmend.

„Ich habe,“ fuhr Victor fort, „meine Angelegenheiten geordnet, soweit es möglich war, aber ich bedarf während meiner Abwesenheit noch eines erprobten Freundes, der mein Interesse vertritt.“

„Dem Wunsche meines Vaters zufolge soll

ich eine entfernte Verwandte, Prinzessin Gisela von Hochberg heiraten.“

Alles Andere hatte Hornay erwartet, nur diese Wendung des Gespräches nicht. Im höchsten Grade überrascht, sprang er auf und unwillkürlich rief er:

„Gisela, Du? Heiraten? nicht möglich, nicht möglich!“

„Was ist Dir?“ frug Graf Westphalen ebenso erstaunt, „kennst Du die Prinzessin, sie ist doch meines Wissens jetzt zum ersten Male hier in Wien.“

Hornay's Erstaunen wuchs.

„Die Prinzessin in Wien? Ich komme soeben aus dem Hotel Munsch, wo ich mit ihrer Gesellschaftsdame oder Kammerfrau oder wer es sein mag, gesprochen habe. Diese sagte mir, die Prinzessin befinde sich in Nizza.“

„Prinzessin Hochberg,“ entgegnete Victor entschieden, „ist in Wien, ich habe selbst mit ihr gesprochen.“

Hornay schwindelte der Kopf! „Nicht möglich! nicht möglich!“ wiederholte er vor sich hin. „Er begriff nicht im Geringsten, was nun der Zweck der von Laura gewünschten Unterredung sein sollte, nachdem Gisela sich gesund und in Wien befand.“

„Aber sage mir,“ frug Graf Victor, „warum regt Dich das Alles so auf.“

„Ich werde Dir nächstens Alles mittheilen,“ entgegnete Hornay. „Fahre in Deiner Erzählung fort, ich höre jetzt um so aufmerkhamer zu.“

„Nun wohlau! Wenn ich also an sich den Entschluß bereits unwiderruflich gefaßt habe, ehelos zu bleiben, so wäre außerdem für mich, nach meinen Ansichten und Gesinnungen, eine Ehe mit Prinzessin Gisela unmöglich gewesen. Gisela ist eine Nichte der bekannten Gräfin Sophie Hatzfeldt. Gisela's Mutter war wie diese Gräfin Hatzfeldt, eine geborene Prinzessin von Hatzfeldt-Trachenberg und Gisela, ein etwas excentrischer Charakter, scheint ihre Tante nachahmen zu wollen, sie ist wie diese eine — aber lache nicht — Socialdemokratin.“

Hornay lachte in der That nicht, aber dies hatte seinen Grund darin, daß er nicht wußte, was dies zu bedeuten habe. Seinem Freunde gegenüber machte er aus diesem, einem ungarischen Husarenrittmeister überhaupt sehr verzeihlichen Irrthum gar kein Hehl und Graf Victor ermangelte nicht, nach seiner Art und Weise, dem Freunde die nöthigen Aufschlüsse zu geben.

„Es ist wirklich erstaunlich,“ bemerkte Hornay lächelnd, „was Du für ein gelehrter Mann geworden bist, seit ich Dich nicht gesehen.“



„Es wird auch Deine Zeit kommen,“ erwiderte Victor, „sobald Dir irgend ein Unfall in Deinem Leben zeigt, über welchen Abgrund der Mensch, der so in den Tag hineinlebt, wandelt, wirst Du in Dich kehren und alle Deine Kraft zur Rettung Deiner Seele verwenden. Dazu aber ist Studium nöthig und Du wirst in den Worten der Männer, welche ihr Leben dem Seelenheil und dem Wohle der Menschheit gewidmet haben, Du wirst namentlich in die Schriften der großen Männer und Weisen unserer Kirche, in deren Schooß Du hoffentlich einst zurückkehrst, den Trost finden, der Dir bisher in allen trüben Stunden gefehlt.“

„Du sprichst ja wie ein Geistlicher,“ warf Hornay hin.

„Ich wünschte,“ entgegnete Victor mit schwärmerischen Aufblicken der Augen nach dem Himmel, „es wäre mir möglich, in Wien in den geistlichen Stand zu treten und nicht bloß mit leiblichen, sondern auch mit geistigen Waffen für das Heil der Kirche zu streiten. Doch kommen wir zu unserer Hauptsache zurück. Für den Fall nun, daß Gisela sich anderwärts verheiratet, sollst Du als mein Freund dies genau beobachten. Nach einem alten Familienvertrage fällt nämlich der größte Theil der Hochberg'schen Güter unserem Hause zu, sobald derjenige oder

diejenige Hochberg, welcher oder welche zur Erbschaft berechtigt wäre, entweder selbst protestantisch wird oder einen Protestanten heiratet. Ich beabsichtige aber, sowohl meine Güter, mein Alles, was früher oder später von Rechtswegen einmal mir zufällt, dem heiligen Orden der Gesellschaft Jesu zu hinterlassen."

"Den Jesuiten!" rief Hornay erstaunt aus, „nicht möglich!"

"Gewiß! ich glaube zwar, daß Du das Verurtheil gegen diese heiligen Männer nicht theilst. Doch anderseits hoffe ich, wird das Dich nicht hindern, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich habe noch ein anderes Interesse dabei. In der Gesellschaft der Prinzessin befindet sich ein Fräulein Corinna von Nebell."

"Dieselbe, mit welcher ich vor einer halben Stunde gesprochen," unterbrach hier Hornay den Grafen.

"Wohlan, ich habe sie nur einmal flüchtig gesehen. Sie hat eine große Aehnlichkeit mit dem Mädchen, um welches ich trauere. Sie interessiert mich lebhaft. Ich bitte Dich, mir genauere Mittheilungen über sie zu verschaffen, denn ich will jede Berührung mit der Prinzessin und ihrer Umgebung vermeiden. Ich weiß, daß die Prinzessin die Absicht hat, ihren Aufenthalt in Wien zu einen dauernden zu gestalten und es

wird Dir leicht möglich sein, mir nach Rom Weiteres mitzutheilen."

"Endlich habe ich noch eine und zwar die letzte Bitte, die Dir wieder sonderbar erscheinen wird. Die Verstorbene hatte den innigen Drang, zum Theater zu gehen, eine Künstlerin zu werden. Ich selbst habe sie in dieser Idee bestärkt, und noch heute bin ich der vollen, festen Ueberzeugung, daß sie eine große Künstlerin geworden wäre. Es war dies vielleicht ein Grund, weshalb sie sich an mich schneller anschloß, und dadurch ein indirecter Grund ihres Todes. Jährlich fallen hunderte von Mädchen, welche dieselbe Neigung haben, in die Hände gewissenloser Wüftlinge. So weit es in meinen Kräften steht, will ich dem entgentreten. Ich lasse ein bedeutendes Capital hier bei meinem Banquier, welches zu dem Zweck zu Deiner Disposition steht, daß Du von den Zinsen jungen Mädchen, welche Talent besitzen und sittlich würdig sind, die nöthige Unterstützung gewährst, um die Bühnenlaufbahn zu ergreifen."

"Nun," entgegnete Hornay, "dieser Gedanke gefällt mir weit besser, als der von den Jesuiten. Sei überzeugt, ich werde in jeder Beziehung Dein Vertrauen rechtfertigen. Und nun will ich Dir meine Beziehungen zur Prinzessin Gisela aufklären."

Ganz treu und der Wahrheit gemäß berichtete nun Hornay seinem Freunde Alles, was, so lange er die Prinzessin Gisela kannte, zwischen ihr und ihm vorgefallen.

„Sie soll,“ schloß er, „die gewünschte Erklärung haben. Ich will ihrer Freiheit nicht hinderlich sein, namentlich nachdem ich aus Deinen Mittheilungen weiß, daß, im Falle einer Heirat mit mir, Gisela auch einen bedeutenden, materiellen Schaden erleiden würde.“

Die Freunde blieben dann im Gespräch noch lange beieinander und trennten sich erst, als es bereits zwei Uhr vorüber und für Hornay die Zeit angebrochen war, wo er die ihm noch obliegenden dienstlichen Geschäfte in dem ungarischen Ministerium, dem er zur Dienstleistung commandirt war, zu besorgen hatte.

### Zehntes Capitel.

#### Im Dunkel der Nacht.

Das gräßlich Starhemberg'sche Freihaus am Raschmarkt, am Eingang der Wieden, ist vielleicht eines der belebtesten Häuser Wiens, es beherbergt so viele Bewohner, wie manche kleine Stadt innerhalb ihrer Mauern nicht zählt. Es ist selbstverständlich, daß unter dieser Masse die verschie-



densten Berufspflichten und Gesellschaftsklassen vertreten sind und neben der wohlhabenden Partei, welche in den ersten Etagen große Räumlichkeiten gemiethet hat, sind in enger kleiner Wohnung Elend und Laster zusammengedrängt.

Im zweiten Stock eines der Theile des weitläufigen Gebäudes, der nach der Schleifmühlgasse zugeht, wohnt in einem geräumigen Quartier eine Frau, deren Namen wir bereits in der Unterredung des Herrn Knauer mit dem Ritter von Festheim gehört, nämlich die Frau, welche Knauer, wie er Festheim mittheilte, zu heirathen gesonnen sei, Frau Anna Gernerth. Sie ist, obgleich bereits die zehnte Abendstunde geschlagen, noch wach und ist beschäftigt, in der Küche Gläser und Geschirre zu reinigen, welche von einem Souper, bei dem es nicht farg hergegangen ist, herzurühren scheinen. Wenigstens deuten mehrere Champagner- und andere Flaschen besserer Weingattungen darauf hin, daß man in Bezug auf Getränke das Beste genossen. Wenn auch die innere Ausstattung der Wohnung nicht gerade ärmlich zu nennen ist, so wird doch jeder aufmerksame Beobachter sofort finden, daß zwischen dem Champagner und der Lokalität, in welcher er genossen wurde, eine gewisse Differenz herrscht. Sie scheinen mit einander nicht recht in Einklang

zu bringen sein. Noch weniger aber ist es mit der Frau Gernerth der Fall.

Diese Frau mußte offenbar einmal sehr schön gewesen sein. Ihre Züge zeigen die Spuren einstiger Schönheit deutlich auf und auch der üppige Körperbau verrieth, daß es Tage gegeben haben muß, wo diese Frau die verlangenden Blicke aller Männer auf sich zog. Jetzt dürfte dies schwerlich mehr der Fall sein. Laster und Ausschweifungen aller Art haben das Antlitz verwüstet und ihm einen widerlichen Stempel der Gemeinheit aufgeprägt, das einst vielleicht schöne lange, blonde Haar ist kurz abgeschnitten und hängt struppig aus der schmierigen Haube, welche das Weib auf dem Kopf hat, hervor, ihre Kleidung ist schmutzig, wenn auch der Stoff, aus dem sie gefertigt, nicht gerade schlecht ist.

Die Frau scheint heute in ausnahmsweiser guter Laune zu sein, sie singt leise bei ihrer Arbeit einen jener bekannten Gassenhauer, welche Fräulein Antonie Mannsfeld zuerst in Wien eingebürgert hat, und die nach ihr von einer ganzen Generation mehr oder minder talentvoller Nachfolgerinnen cultivirt worden.

Dazwischen allerdings blickte sie von Zeit zu Zeit unruhig nach der Uhr und schüttelte wohl auch bedenklich mit dem Kopf. Sie geht, als es zehn Uhr schlägt nach einem der Fenster, welche

nach der Schleifmühlgasse hinausgehen und sieht zur Straße hinab.

„Sie kommt immer noch nicht, ich möchte wissen, wo das Mädel wieder aufgehalten wird,“ murmelte sie vor sich hin, indem sie wieder zu ihrer Arbeit zurückkehrte.

Bald darauf läutet es unten an der Hausthür und einige Minuten später in der Wohnung der Frau Gernerth.

Sie öffnet, doch bei dem Anblick des Mädchens, welches hereintritt, verfinstern sich ihre Züge. Die Erwartete ist es jedenfalls nicht.

„Was willst Du jetzt hier, Tini,“ sagte die Frau zu dem Mädchen in unheimlichem Tone, „ich habe es Dir ja heute Früh schon gesagt, daß ich heute Abend Besuch erwarte, der vielleicht die ganze Nacht hier bleibt und daß ich deshalb Niemanden herein lassen kann.“

„Wird so arg nicht sein,“ erwiderte das Mädchen, dem wir auf den ersten Blick trotz seiner eleganten Toilette ansehen, daß es zu den unglücklichen Geschöpfen gehört, welche allabendlich den Graben bevölkern. Ich weiß wer kommt, und daß es heute lustig hergehen wird. Der schwarze Pepi, der jetzt mein Schatz ist, hat es mir gesagt und mir es ausdrücklich angeschafft, hierher zu gehen. Ich soll die Frau grüßen und falls sie mich wieder fortschicken sollte, möge ich

nur sagen „Freudenau,“ dann wisse die Frau genug und werde mich schon da behalten.“

„Nun, wenn es einmal nicht anders ist, mir kann es recht sein.“

„Wann hast Du den Pepi zuletzt gesehen?“ frug die Frau nach einer Pause.

„Gegen 10 Uhr“, erwiderte das Mädchen, „am Kohlmarkt. Er ging hinaus nach der Josephstadt, wo er mit ein paar Kameraden wegen eines Geschäftes zusammentreffen wollte. Bis 12 Uhr, sagte er, würden sie hier sein.“

Die Frau nickte. „Ich denke mir es auch so und habe mich dennoch hier eingerichtet. Aber bis dahin wird uns die Zeit lang werden und Du wirst wohl eben so viel Hunger haben als ich. Ich weiß nicht, wo die Hanni bleibt, es scheint, als wenn sie anderwärts zum Nachtessen hingegangen wäre.“

„Nun, sie wird sich eben Einen aufgezwickt haben, der ihr ein gutes Nachtessen zahlt. Warum soll sie nicht, alt genug ist sie dazu und sauber, meine ich auch.“

„Da denkt sie nicht daran“, sagte die Mutter, „das Mädchel hat gar einen seltsamen Humor seit einiger Zeit. Mir wär's ja recht, wenn sie Geld ins Haus brächte und sie könnte, wo sie noch so jung ist, leicht einen reichen Geliebten haben, aber bei ihr ist es wie verhext. Sie ist



seit kurzer Zeit so zuwider, daß ich sie am liebsten gar nicht sehe und zu einem Vergnügen geht sie schon gar nicht. Neugierig bin ich, wie sie heut sein wird. Der Holding kommt auch und Du weißt, der Holding hat ein Auge auf das Mädel geworfen.“

„Der Holding ist ein miserabler Kerl“, sagte die Tini, „ich thät' es ihr nicht verdenken, wenn sie den Schlanke nicht möchte.“

„Möcht' wissen, warum nicht? Der Holding hat in der letzten Zeit viel Geld. Er muß sich jetzt gut stehen, er ist bei einem reichen Herrn, einem Fürsten gar und hat auch sonst gute Bekanntschaften. Dem kann es nicht fehlen und Wuth hat er auch immer, wenn es gilt, einen Hauptschlag auszuführen.“

„Der Holding hat eine Frau gehabt,“ entgegnete das Mädchen, „die hat er um Alles gebracht und gemißhandelt. Selbst wie sie schon gar nichts mehr hatte, ist er immer noch zu ihr hingegangen und hat ihr Geld abgenommen, was sie verdient hat. Ich kenne die Frau ganz gut. Sie war eine Hausherrntochter, ein braves ordentliches Weib. Sie hat zuletzt draußen in Erdberg gewohnt, wie ich noch draußen in der Arbeit war. Nachher ist sie in die Hundstürmerstraße gezogen, was da aus ihr geworden ist, weiß ich nicht.“

„Das muß früher gewesen sein. Wer weiß auch, ob es wahr ist. Der Holding ist ein sauberer Kerl und ein gebildeter Mann ist er auch. Für meine Hanni wäre er mir als Geliebter schon recht, wenn er nur Geld hat und schmutzig ist er nicht, das weißt Du am besten.“

„Ich bin froh, daß ich nichts mehr zu thun habe mit ihm.“

Das Gespräch der Beiden wurde unterbrochen, es klingelte an der Wohnung.

„Das wird Hanni sein,“ sagte Anna Gernerth.

Sie öffnete. Ein junges Mädchen trat ein, einfach gekleidet.

Es war Hanni.

Sie nahm einen Baschlik ab und wir bemerken jetzt, daß schöne blonde Flechten ihr Gesicht umrahmten. Die kalte Abendluft hatte die Wangen rosig angehaucht.

„Wo kommst Du so spät her,“ frug die Mutter mürrisch, Du weißt doch, daß wir hent' Besuch bekommen, vielleicht daß sogar der Baron selbst mit kommt.“

„Mag sein, was geht das mich an,“ entgegnete das Mädchen kurz, „ich bin müde und gehe zu Bett.“

Mit diesen Worten ging sie, ohne das andere Mädchen weiter zu beachten, durch das

Zimmer hindurch nach der Kammer, wo ihr Bett sich befand.

„Da siehst Du, wie sie eigensinnig ist. Na, ich werde sie nachher schon aufwecken.“

Die Beiden blieben zusammen und aßen ein Nachtessen, welches das Mädchen aus dem Gasthaus, das im Freihaus nach der Schleifmühlgasse zu sich befindet, geholt hatte.

Es war gegen Mitternacht geworden. Es klingelte wieder.

Dieses Mal waren es drei Männer, welche eintraten. Sie waren in Mantel gehüllt und wir erkennen unter ihnen Holding und Knauer, der dritte war der schwarze Pepi, wie er von seinen Gefährten genannt wurde, ein wilder, starker Bursche, mit dichtem, schwarzen, krausen Haar.

Er hatte eine Schramme im Gesicht, wie vom Kratzen mit einem Fingernagel herrührend. Dieselbe blutete leicht.

„Gib mir etwas Wasser,“ sagte er zu der Frau, der Kerl hat mich doch tief in's Fleisch hinein gerissen.“

„Na,“ entgegnete Holding, „immerhin ist es noch gut abgegangen, und der Fang, den wir nebenbei gemacht haben, ist der Mühe werth. Damals, als wir ihn im Prater hatten, war es zwar mehr, aber zweitausend Gulden sind auch

nicht zu verachten. Er ist jetzt vorsichtig geworden, der alte Fuchs."

"Zweitausend Gulden," sagte Knauer, davon werden wir dem Baron nichts sagen."

"Beileibe nicht, wir müssen doch extra ein Trinkgeld haben, und sauer genug haben wir es verdient."

"Weißt Du," sagte der schwarze Pepi, "mir kommt die ganze Sache nicht geheuer vor. Wenn der Kerl uns nun doch erkannt hätte?"

"Gar keine Idee. Es war ja pechdunkel im Zimmer und nachdem wir ihm den Kragen über den Kopf zusammengebunden, konnte er so wie so nichts sehen und hören."

"Ich denke, meinte Knauer, wir theilen das Geld ehe der Baron kommt, wir geben der Anna zweihundert Gulden und auf uns Jeden kommen dann noch baare sechshundert Gulden."

"Mir ist es recht," entgegnete Holding, indem er eine Briefftasche herausnahm und aus derselben eine Anzahl Banknoten nahm, die er in der erwähnten Weise vertheilte. "Nun aber," sagte er, "wäre es Zeit, daß der Baron käme, hier sind die Papiere."

"Was ist das eigentlich mit den Papieren," frug der schwarze Pepi neugierig."

"Der Baron soll eine Erbschaft machen, hat aber seine Familienpapiere bei dem reichen Wolf



versetzt gehabt. Bringt er die Papiere nicht, so kann er die Erbschaft nicht beheben, und das Geld, den Gläubiger zu zahlen, hat er nicht," erklärte Knauer. „Hm, das ist doch merkwürdig," entgegnete Holding, „den Wolf, den kenne ich ja ganz genau, der hätte ihm gegen einen Revers die Papiere auch so verabfolgt, wenn er wirklich Aussicht hätte, durch die Erbschaft zu seinem Gelde zu kommen. Uebrigens, was geht das uns an. Wenn nur der Baron zahlt. Tausend Gulden für Jeden von uns, verstehst Du!"

„Ja!" erwiderte Knauer, „Du kannst auch überzeugt sein, daß der Baron nicht schmutzig ist und auch sonst etwas auslassen wird. Ich kenne ihn noch von Rußland her. Er ist ein Cavalier durch und durch."

Wieder ertönte die Glocke.

Dieses Mal war es der Baron Meding, der erschien.

Die drei Strolche erhoben sich bei seinem Eintritt.

„Das Geschäft ist gemacht, Herr Baron," begann Knauer, „hier sind die Papiere."

Baron Meding sah auffallend bleich aus und der stiere Glanz seiner Augen verrieth, daß er der Weinflasche zugesprochen hatte.

„So ist's recht, Knauer, ich weiß, daß wir uns auf einander verlassen können, sagte Meding

mit schwerer Zunge, hier ist das Geld. Ihr habt Wort gehalten, ich halte auch Wort.“

Meding zählte mit diesen Worten dreitausend Gulden hin.

„Steck's ein, alter Junge,“ sagte er zu Anauer, „und komme mit.“

„Wir wollen noch ein paar Flaschen Wein zusammen trinken. Du kannst ja dann wieder zu Deinen Kameraden zurückgehen.“

„Mir ist's recht,“ entgegnete Anauer. „Also auf Wiedersehen.“ Er verließ mit Meding das Zimmer.

Anna Gernerth hatte für sich und die Zurückbleibenden wieder Braten und verschiedene andere Speisen heraufgeholt. Wein hatte sie zu Hause und zwar wie es schien, keine schlechten Sorten, wenigstens deuteten die Etiquetten der Flaschen darauf hin, daß der Wein aus der durch die Reinheit und Güte ihrer Weine in ganz Wien berühmten Weinstube „zur Stadt Breslau“ in der Bräumerstraße bezogen war.

Die Gesellschaft war bald in der besten Laune. Holding namentlich sprach dem Weine stark zu.

„Wo ist die Hanni?“ frug er das Weib.

„Sie hat sich schlafen gelegt,“ entgegnete diese, „sie hat heute wieder ihren zuwideren Humor, es ist heute mit ihr nichts anzufangen.“

„Wir wollen sie schon aufmischen,“ rief Holding, „hole sie nur her.“

Das Weib stand auf und ging in die Kammer. Als sie die Thüre öffnete, blieb sie erstaunt stehen.

Das junge Mädchen hatte sich nicht ausgekleidet, sondern lag mit den Kleidern auf dem Bette. Auf dem Tisch brannte tief heruntergeschraubt, eine Nachtlampe.

„Hanni, Hanni,“ rief die Mutter.

„Was gibt es, warum schreiest Du so“ entgegnete das Mädchen sich aufrichtend.

„Ich dachte, es wäre Dir ein Unglück passirt, daß Du Dich nicht ausgezogen hast.“

„Was läge daran, Dir wäre es doch gleichgültig, ob mir ein Unglück geschieht und besser wäre es so wie so, dann hätte mein Leiden ein Ende.“

„Rede nicht so queres Zeug, Mädchen, Holding ist da, es gibt eine lustige Nacht, komme heraus, draußen sitzen sie, Du wirst doch Holding nicht böse machen wollen?“

„Was Du da redest! Ich komme nicht, was geht mich der Mensch an, ich will von ihm nichts wissen.“

„Hanni!“ rief die Mutter fast im drohenden Tone.

„Nun, was gibt's,“ frug die Tochter ruhig.

„Du kommst den Augenblick heraus, ich befehle es Dir, ich bin Deine Mutter, Du hast mir zu gehorchen.“

Ein Zug unfäglicher Verachtung erschien in dem Gesichte des jungen Mädchens.

„Du bist meine Mutter,“ sagte es langsam, jedes Wort scharf betonend, „das ist wahr und leider weiß ich das nur zu genau. Du hast mich von Kindheit an auf die Bahn des Lasters gewiesen, Du hast nicht bloß mir schlechte Lehren, sondern auch mir ein schlechtes Beispiel gegeben. Jetzt willst Du mich an einen Elenden verkuppeln, den ich ebenso tief verachte, als Dich. Geh' zu Deinen Genossen. Du hast kein Recht an mich. Ich habe nichts mit Dir und Deinesgleichen zu schaffen.“

Die Frau war bei dieser Rede ihrer Tochter vor Erstaunen fast starr geworden.

Sie wollte auf ihre Tochter zustürzen, da hielt eine Hand sie zurück. Holding war es.

Mit weingeröthetem Gesichte war er in der Thüre erschienen.

„Geh! Alte,“ sagte er zu der Frau Anna Gernerth, „Du weißt nicht, wie man junge Mädels behandeln soll, ich werde mit ihr reden und schon mit ihr fertig werden.“

Er schritt auf das Bett zu, auf welchem Hanni aufgerichtet saß.



„So ist's recht, Mädel,“ sagte er, „daß Du mich gleich im Bette erwartest. Was brauchst Du auch herauszukommen, wie die Alte sich einbildet, wir können hier auch lustig sein, nicht wahr?“

Mit diesen Worten suchte er sich neben Hanni zu setzen und diese zärtlich zu umarmen. Doch wie von einer Schlange gebissen, fuhr das junge Mädchen bei seiner Berührung zurück und sprang empor.

„Fort,“ rief sie, „auf der Stelle fort, hinaus aus der Kammer oder ich rufe um Hilfe!“

Holdings lachte heiser.

„Das wirst Du bleiben lassen, mein schönes Kind, sondern schön brav und folgsam sein, wie es sich gebührt, Du weißt, Franz Holding versteht keinen Spaß.“

Wieder versuchte er es, dem Mädchen sich zu nähern.

„Franz Holding versteht keinen Spaß,“ sagst Du, entgegnete Hanni, und maß mit ruhigem festen Blick den vor ihr stehenden Mann, „nun dann sage ich Dir, daß ich noch weniger Spaß verstehe und daß es mein Ernst ist, daß Du auf der Stelle von hier gehst, sonst — —“

„Nun sonst?“ frug Holding, in dem sich allmählig der Zorn über diese brüske Abweisung zu regen begann.

„Nun sonst,“ fuhr das Mädchen ruhig, aber mit schneidender Schärfe fort, „sonst rufe ich nach der Polizei und rufe laut, daß hier Franz Holding ist, der heute Nacht einen Einbruch verübt hat, mit seinen Genossen zusammen.“

Holding starrte mit weitgeöffneten Augen das Mädchen an.

„Schlange, Verrätherin,“ knirschte er, er wollte sich auf sie stürzen. Da erschien der schwarze Pepi und ergriff ihn von hinten und zog ihn in das andere Zimmer.

„Sei gescheidt Holding, laß' das Mädchel gehen, Du siehst, es will von Dir nichts wissen, also treibe es nicht zum Aeußersten. Wenn jetzt hier ein Scandal entsteht und die Polizei kommt dazu, sind wir verloren. Die wird's schon ein anderes Mal billiger geben. Heute lasse sie in Ruhe und komme.“

„Wohin?“ frug Holding, „ich will hier bleiben,“ setzte er trozig hinzu.

„Hier bleiben, geht nicht, die Gernerth hat es mir gesagt, daß seit einiger Zeit der Hausmeister ihr auffässig ist und da könnte unsere Anwesenheit die ganze Nacht hindurch auffallen. Wir gehen hinüber nach der Leopoldstadt zum Sperl, da geht es heute noch lustig zu und wir machen uns eine vergnügte Nacht.“

„Das ist wahr, ich bin dabei, die dumme

Gans mag hier bleiben, so lange sie will."

Es dauerte nicht lange, so hatten die Drei sich entfernt.

Anna Gernerth ging hinein zu ihrer Tochter in die Kammer, sie fand das Mädchen immer noch wach, beschäftigt, aus dem Kasten Sachen herauszunehmen.

"Was machst Du da, Hanni," fragte sie.

"Ich packe meine Sachen, denn ich bleibe nicht länger mehr hier."

"Wie, Du willst fort!" rief die Frau aus, "das wirst Du nicht thun, das erlaube ich nicht."

"Mutter," sagte das junge Mädchen, "ich habe Dir vorhin schon gesagt, daß ich Dir nicht gehorche und nicht gehorchen kann. Ich gehe bei Tagesanbruch von hier fort. Wir sind getrennt von einander für immer. Ich werde mich an den Gedanken gewöhnen, daß ich nie eine Mutter gehabt habe. Du wirst nie von mir erfahren, wo ich bin. Ich bin stark genug, ich werde mir mein Brod verdienen, und wenn ich Hunger leiden müßte, so will ich das lieber thun, als mit Dir zusammenleben, zwischen Verbrechern aufwachsen, als ihre Mitschuldige."

"Hanni," sagte die Frau fast sanft und weich, "ich bitte Dich, verlaß' mich nicht, bleibe bei mir."

"Gieb Dir keine Mühe. Mein Entschluß ist

fest. Du kennst mich. Was ich thun will, führe ich aus.“

Die Frau versuchte alles Mögliche, um ihre Tochter zu überreden. Selbst als sie zu Drohungen überging, blieb Hanni kalt und sagte ihr dasselbe, was sie kurz vorher Holding gesagt, daß sie nach der Polizei rufen werde.

Da sah die Frau ein, daß Alles vergeblich sei.

Es ist wieder eine Lame von ihr, tröstete sie sich, sie wird schon wieder zurückkommen, mag sie gehen. Es ist so besser, wenn sie nicht da ist.

Mit diesem Gedanken schloß endlich die Frau Anna Gernerth ein. Der genossene Wein ließ sie länger und fester schlafen als gewöhnlich.

Als sie am anderen Morgen erwachte, war ihre Tochter verschwunden.

Neben einem kleinen Koffer, welcher die Sachen des Mädchens enthielt, lag ein Zettel, auf dem die kurzen Worte standen: „Ich werde heute Mittags den Koffer abholen lassen. Leb' wohl! Hanni.“

---

## Zehntes Capitel.

### Des Musikanten Tochter.

Die Musen, die Göttinnen der schönen Künste, haben ein so ideales Reich, daß ihre Anhänger



und Jünger, die gleichzeitig ihre Untertanen sind, bei der Austheilung der irdischen Güter meistens erheblich zu kurz kommen. Es ist vielleicht dem begeisterten Künstler nicht möglich, das Reich der Träume zu verlassen, um seinen Blick der Wirklichkeit und dem rauhen Leben zuzuwenden, bis dieses letztere selbst ihm fühlbar wird und er erkennt, daß wir auf der Erde wohnen, Menschen sind und trotz aller Ideale menschliche Bedürfnisse haben.

In der Jugend, da geht das. Da setzt man sich leichter hinaus über alle möglichen Anforderungen. Das Flügelroß des Geistes wird bestiegen und wir eilen hinüber in die idealen Gefilde, wo der ewige Frühling des Geistes thront. Wir träumen und träumen, bis wir endlich erwachen und das bleiche Gespenst des Elends in unser Antlitz schaut. Wie mancher Geist wird da geknickt, wie manche Schwinge gebrochen, wie Wenige sind im Stande, von ihren Füßen die Bleigewichte der Noth zu entfernen, oder trotz ihrer Last doch ihren Flug in die idealen Höhen zu nehmen.

Gehen wir einem kleinen gebückten Manne nach, den wir in die Josephstädter Hauptstraße dahineilen sehen. Er biegt in die Langegasse ein und geht dann in die Verchensfelderstraße. Bis fast an die Linie hat er zu gehen, bis er seine

Wohnung erreicht. Diese befindet sich im vierten Stock eines jener hohen Häuser, welche in Wien zum Zweck der Zinsspeculation erbaut werden und welche oft so bevölkert sind, wie ganze Dörfer auf dem flachen Lande.

Der Mann ist hoch in den Vierzigern, jedoch sieht er viel älter aus, denn in seinem Haupthaar wie in seinem Barte befinden sich schon dichte weiße Flocken. Es ist der Musiker Weninger.

Als junger Mann war er nach Wien gekommen voll kühner Hoffnungen, voll großer Entwürfe. In Wien, in der Stadt Mozarts und Beethovens, hoffte er bei seinen bedeutenden musikalischen Talenten rasch sich eine Stellung in der Kunstwelt zu verschaffen. Hatte er doch das ganze Erbtheil, welches ihm sein Vater, ein ehrsamer Schneider in Pilsen, hinterlassen, zu Geld gemacht und die paar hundert Gulden, welche er in blanken Silberzwanzigern mit nach Wien brachte, mußten seiner Rechnung nach mindestens so lange reichen, bis sein erstes Werk, eine Oper im Mozart'schen Style, ihm Ehre, Ruhm und Geld eingetragen haben würde. Es gelang ihm, Theile aus seiner Oper in einigen Monaten auf dem Piano vorzutragen, und sie fanden allgemeinen Beifall, aber eine Aufführung dieses Werkes oder eines anderen später ent-

standenen, konnte er nicht durchsetzen, denn er stand allein in der großen Stadt, er hatte keine Freunde, keinen mächtigen Gönner, es fehlte ihm die Hilfe, welche stets dem Talente zu fehlen pflegt, die Protection.

Da blieb dem armen jungen Mann schließlich nichts weiter übrig, als durch Unterrichtgeben sich zu ernähren, namentlich nachdem er ein junges, hübsches, aber ganz armes Mädchen geheiratet und dieses ihn schon im ersten Jahre der Ehe mit einem kleinen Schreihals, einer Tochter, beschenkte.

„Die muß einmal Sängerin werden,“ sagte er oft zu seiner Frau, wenn er Abends, fast gebrochen im Geiste, heimgekehrt war von der saueren Arbeit des Unterrichtgebens, und das kleine Mädchel in der Wiege mit aller Macht schrie, als wolle es die Todten auferwecken.

Später, als er älter wurde, war Weninger recht froh, als er eine Stelle am Orchester des Josephstädter Theaters erhielt. War auch die Gage gering, so war es doch immer etwas sicheres, und er hatte es doch nicht nothwendig, früh bis spät sich mit talentlosen Schülern für wenig Geld herumzuplagen.

Die einzige Freude, die der arme Mann besaß, war seine Tochter Louise. Blond und hübsch war der kleine Schreihals von damals gewor-

den, eine elegante, fast vornehme Erscheinung, und der arme Musiker träumte oft schon mit Entzücken davon, daß seine Tochter, die von der Natur mit einer außerordentlich schönen, klangvollen Stimme beschenkt war, dereinst als Sängerin eine große Zukunft haben werde.

Vorläufig aber sollte sie gründliche Vorstudien machen. Sie sollte mit ausgezeichnete musikalischer Ausbildung zur Bühne gehen und namentlich auch gründliche dramatische Studien machen, damit sie nicht, wie sonst die meisten Sängerinnen, und sogar sehr berühmte, wie eine hölzerne Puppe vor das Publicum treten und ihre Arien wie im Concertsaale absinge.

Wenn wir dem Musiker in seine Wohnung folgen, welche aus einer Küche, einem Zimmer und einem Cabinet besteht, so finden wir die Tochter Louise am Klavier sitzen und sich eifrig übend. Beim Eintritt des Vaters erhebt sie sich.

Wir kennen Louise bereits. Es ist dies dasselbe junge Mädchen, welches wir bei Beginn unserer Erzählung im Prater am Arme des Doctor Brandis spazieren gehen sahen und wir erinnern uns noch, daß die beiden alten Damen so bittere Bemerkungen darüber machten, daß der junge reiche Arzt sich öffentlich mit der Tochter eines armen Musikanten zeige.

Louise ist seit jener Zeit etwas voller und



kräftiger geworden, ihr Gesicht hat aber immer noch den weichen, lieblichen und unschuldsvollen Ausdruck wie damals bewahrt.

Sie eilt auf den Vater zu und umarmt ihn. Wir wollen hier bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Weninger schon vor mehreren Jahren seine Frau verloren und mit seiner Tochter allein seine kleine Wirthschaft führte.

„Du bist lange ausgeblieben, Vater,“ sagt sie, „ich glaubte schon, Dir wäre ein Unglück zugestoßen.“

„Das nicht“, entgegnet Weninger, „im Gegentheil. Es ist mir gelungen, Dich in die Theaterakademie unterzubringen. Herr Kierschner hat mir zugesichert, daß Du, ohne Honorar zu zahlen, bei ihm studiren kannst, denn er ist überzeugt, daß Du wirklich Talent hast und seiner Akademie Ehre machen wirst.“

Louise erröthete. „Vater“, sagte sie, „ich habe fast gar keinen Muth, wenn nur das erste Mal des Auftretens vorüber wäre.“

„Das ist immer so, erst fürchten sich die Schauspieler und Schauspielerinnen vor der Bühne und später, wenn sie sich daran gewöhnt haben, möchten sie gar nicht mehr von der Bühne herunter, so wird es Dir auch gehen, liebes Kind.“

„Hoffentlich! Doch wenn Du dabei bist an

dem Abend, so habe ich keine Furcht. Wann soll ich denn den ersten Versuch machen?"

„Herr Kierschner meint in vier Wochen. Hermann ist bei ihm gewesen und hat auch mit ihm gesprochen. Beide sind der Ansicht, Du solltest zuerst den Versuch mit dem Größten und Schwersten beginnen, um Deine Kraft zu erproben. Du sollst in Göthe's „Faust“ die Rolle der „Margarethe“ spielen. Hermann, dem ich begegnet, hat Dir das Buch gekauft, er schickt es Dir durch mich.“

Weninger nahm aus seinem Rock eine jener kleinen eleganten Taschenausgaben, welche jetzt zu so billigem Preise zu haben sind. „Und hier ist Deine Rolle, wie sie in der Theaterakademie aufgeführt wird. Du sollst zunächst das Stück im Ganzen lesen, dann Deine Rolle mit dem vergleichen, was im Original steht und später die Rolle memoriren.“

Louise öffnete das kleine Buch. Es war dies für sie gewissermaßen ein Buch des Schicksals, denn gelang es ihr, sich in die von dem Dichter geschaffene Gestalt hineinzudenken und hineinzuleben, so war ihr erster Schritt in den Vorhallen der Kunst gemacht, dann wurden ihr die andern Schritte leicht.

„Ich weiß nicht, Vater,“ sagte sie, „sollte es doch nicht besser für mich sein, wenn ich den

ersten Versuch nicht in einem Schauspiel, sondern in einer Operette machte. Wenn ich singe, fühle ich mich viel sicherer.“

„Das mag wohl sein, Kind, aber immerhin ist es besser, wenn Du mit dem Schweren anfängst.“

„Es kann wohl sein. Kommt Hermann heute? Hat er Dir etwas gesagt?“

„Ja! Er wird gegen Abend kommen. Doch wie steht es,“ frug der Vater plötzlich, „mit dem Vermiethen des Cabinets. Ich sehe, Du hast Alles hier schon eingerichtet,“ fuhr er fort, indem er auf eine spanische Wand deutete, hinter welcher ein Bett stand.

„Ja, ich habe die Wand aufgestellt und mein Bett dorthin gebracht. Es ist jetzt etwas eng geworden im Zimmer.“

„Das macht nichts,“ entgegnete der Vater, „wir müssen uns jetzt einschränken, denn Deine Ausbildung wird viele Opfer kosten. Uebrigens habe ich Hunger, wir vergessen vor lauter Plaudern ganz das Essen.“

Louise eilte hinaus und brachte bald darauf ein frugales Mittagsmahl herein. Sie deckte den Tisch sauber und reinlich auf und Beide, Vater und Tochter, aßen bald darauf mit großem Appetit das Wenige, was ihre Mittel ihnen erlaubten.

Wir sind trotzdem überzeugt, daß mancher

Millionär in seinem Palais auf der Ringstraße an demselben Tage nicht so glücklich und zufrieden gespeist hat, als der arme Musiker. Sah er doch seinen Lieblingstraum, die theatralische Zukunft seiner Tochter, um einen Schritt näher gerückt.

Sie hatten ihr bescheidenes Mahl fast beendet, da klingelte es.

Louise ging hinaus, um zu öffnen. Ein junges Mädchen trat schüchtern ein.

„Ist hier ein Cabinet für ein einzelnes Frauenzimmer zu vermiethen,“ frug die Eintretende.

„Ja,“ entgegnete Louise.

„Und wie hoch ist der Preis?“ frug das biedere junge Mädchen.

„Fünf Gulden monatlich,“ war die Antwort, „hier ist das Cabinet, wenn Sie es sich anschauen wollen.“ Mit diesen Worten öffnete sie eine Thüre, welche seitwärts von der Küche aus in ein kleines Cabinet führt, dessen einziges Fenster nach dem Corridor hinausging.

Vater Weninger war auch in die Küche getreten und betrachtete aufmerksam die Mietherin, die, nachdem sie das Cabinet besichtigt, aus ihrer Tasche ein kleines Portemonnaie herauszog und fünf Gulden Louise einhändigte.

Das junge Mädchen war sauber und rein-



lich gekleidet und machte durch ihr bescheidenes Auftreten auf den Musiker einen sehr vortheilhaften Eindruck. Wir erkennen dasselbe sofort. Es ist Hanni, die Tochter der Anna Gernerth aus dem Freihaufe am Raschmarkt, welche, wie wir im vorigen Capitel gesehen haben, ihre Mutter verlassen.

„Welches Geschäft haben Sie,“ fragt Weninger seine neue Mietherin.

„Ich bin Kleidermacherin,“ erwiedert Hanni, „und gehe theils außer dem Hause arbeiten, theils, wenn ich Arbeit mit nach Hause bekomme, werde ich hier arbeiten.“

Hanni hat diese Worte nicht ohne Befangenheit gesprochen, denn wir wissen, daß sie theilweise eine Unwahrheit enthalte, insofern nämlich, als Hanni erst sich Arbeit suchen mußte, denn bisher, bei ihrer Mutter, hatte sie wenig oder nichts gearbeitet.

Weninger mochte diese Befangenheit auffallen, denn er hielt es für nöthig, eine Frage zu stellen.

„Haben Sie keine Verwandte hier, oder“ fuhr er zögernd fort, „vielleicht einen Bräutigam? Sie sehen“, fügte er begütigend hinzu, als er sah, daß Hanni die Stirne finster zusammenzog, „daß ich mit meiner Tochter hier ganz allein wohne

und ich könnte Herrenbesuche hier nicht gestatten.“

„Ich habe Niemanden, weder einen Bräutigam, noch Verwandte, noch Aeltern“, sagte Hanni, „ich stehe ganz allein.“

Es lag etwas in dem Tone ihrer Stimme, was Louise unwillkürlich ergriff.

„Nun“, sagte sie herzlich, „dann wird es Ihnen bei uns hoffentlich gefallen, denn wir haben auch Niemanden und wenn Sie sich bei uns heimisch fühlen, dann werden Sie gewiß keine Einsamkeit empfinden. Wenn es Ihnen im Cabinet zu dunkel ist, können Sie ja bei uns im Zimmer arbeiten.“

„Ich danke“, erwiderte Hanni mit einem freudigen Aufblick ihrer Augen. „Ich glaube wohl, daß es mir bei Ihnen gefallen wird. Jetzt werde ich meine Sachen hieher bringen lassen und heute Nachmittags komme ich selbst.“

Mit diesen Worten verabschiedete sie sich wieder von dem Musiker und seiner Tochter.

„Ich weiß nicht“, sagte Weninger, als sie fort war, zu Louise, „das junge Mädchen machte einen so eigenthümlichen Eindruck auf mich. Es sah so aus, als ob irgend ein Kummer auf ihr lastete, und andererseits hatte es wieder etwas so Unheimliches im Blick. Hast Du das nicht auch bemerkt?“

„Nein Vater“, entgegnete Louise, „ich glaube auch Du thust dem armen Mädchen unrecht. Sie hat vielleicht erst vor Kurzem ihre Eltern verloren und es mag ihr schwer werden, sich ihr Brod zu verdienen. Doch ich höre einen Schritt, wie es scheint, ist es Hermann.“

In der That war es der Vermuthete. Dr. Brandis trat ein und Louise umarmend, rief er:

„Nun, ich komme nur, um zu hören, wie viel Angst die kleine Theaterprinzessin hat vor ihrem ersten Versuch auf der Bühne.“

Louise lachte. „Freilich“, sagte sie, „habe ich Angst, aber ich hoffe, bis zu dem Abend, wo ich auftreten muß, wird diese Angst vorüber sein. Wie kommt es aber, daß Du um diese Stunde Zeit hast?“

„Es ist ein Zufall“, entgegnete Dr. Brandis, „heute Nacht hat man wieder einmal einen Raubmordversuch verübt. Ein reicher Fleischselcher auf der Wieden ist in seiner Wohnung überfallen worden. Man hat den Mann geknebelt, so daß er beinahe erstickt wäre. Vor Schreck hat er eine Art Nervenfieber bekommen, und weil bei uns im Wiedner Spital alles überfüllt ist, haben wir ihn nach dem allgemeinen Krankenhause überführen lassen, bevor noch seine Krankheit zum

Ausbruch kommt und seine Transportirung unmöglich macht.“

„Hat man ihm viel geraubt“, frug der Musiker.

„Das ist bis jetzt noch nicht zu ermitteln gewesen, weil der Mann bis jetzt noch bewußtlos ist. Er scheint ein eigenes Unglück zu haben, denn schon vor ungefähr einem Jahre ist er im Prater ebenfalls ausgeraubt worden. Damals waren die Strolche so ehrlich, ihm den größten Theil des geraubten Geldes per Post zurückzuschicken, dieses Mal werden sie es wohl bleiben lassen, denn wie es scheint, haben sie es weniger auf Geld, als auf Papiere, in deren Besitz der Mann gewesen zu sein scheint, abgesehen. Man spricht schon ganz eigenthümlich von dem Vorfall, denn es scheint, als sei der Mann das Opfer einer systematischen Verfolgung.“

„Wie so?“ frug Weninger neugierig.

Man nennt den jungen Grafen Victor von Westphalen, denselben, wegen dem sich vor einem Jahre ein junges Mädchen bekanntlich erschoss, als Denjenigen, für den die Papiere großen Werth hätten. Der junge Graf ist bereits heute Früh in seinem Hotel verhaftet worden und nur gegen eine sehr hohe Bürgschaft, die, wie ich höre, hunderttausend Gulden betragen soll, auf freiem Fuß belassen worden. Doch ich muß gehen. Meine Patienten warten auf mich, heute Abends



komme ich wieder. Adieu Kleine," sagte er, Louise umarmend, „bleibe hübsch brav!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Doktor Brandis wieder.

„Hunderttausend Gulden!" sagte Weninger zu seiner Tochter. „Und ein Mann, der eine solche Summe als Bürgschaft für sich erlegen kann, begeht ein Verbrechen. Wie glücklich wären wir, wenn wir auch nur tausend Gulden besäßen. Dann wären wir aller Sorgen ledig und Du könntest Deine Ausbildung rasch und mit den besten Mitteln vollenden."

Daß der junge Arzt, der soeben von ihnen gegangen und der, wie wir jetzt wissen, Louises erklärter Bräutigam war, ein Vermögen von fast einer Million besaß, daß mithin ein Betrag von tausend Gulden für ihn eine Kleinigkeit war, ahnten weder Weninger noch seine Tochter.

Dr. Brandis war in mancher Beziehung ein Sonderling.

Der Zufall hatte ihn mit Louisen zusammengeführt und ihr kindliches, unschuldiges Wesen übte einen unwiderstehlichen Reiz auf den jungen Arzt aus, der ein Kind des Glückes, Erbe eines kolossalen Vermögens, bereits sehr frühzeitig die Menschen von ihrer schlechten, eigennützigem Seite kennen gelernt hatte. Der Reiche hat da

mehr Gelegenheit, Beobachtungen zu machen, als der Arme, denn ihm wird selten, sehr selten das Glück zu Theil, Jemanden zu finden, der wirklich mit uneigennützigem treuen Herzen sich ihm anschließt.

So hatte auch Dr. Brandis das Vorurtheil, daß Jeder, der sich ihm näherte, irgend einen Hintergedanken auf persönlichen Vortheil vor ihm zu verbergen suche. Als er daher Louisen kennen gelernt, beschloß er, seinen Reichthum vor ihr sorgfältig zu verbergen. Er wollte sich überzeugen, ob das junge Mädchen bloß seinen Eigenschaften des Herzens und des Geistes wegen ihn liebte, und daß bis jetzt Louise diese Prüfung glänzend bestaud, daß sie mit inniger, treuer Liebe an dem, ihrer Meinung nach ganz armen, jungen Arzte hing, das war es, was das Mädchen ihm besonders theuer machte. Dabei fand er doch immer Mittel und Wege, indirect die Lage Louisens und ihres Vaters zu verbessern. Er hatte mit der Direction des Josesstädter Theaters sich in Verbindung gesetzt, und es war ihm, unter Zusicherung strengster Verschwiegenheit gelungen, dem Musiker eine persönliche Zulage zu verschaffen, die er der Direction aus seinen Mitteln natürlich zurückerstattete und wofür er dem Theater noch manche andere Gefälligkeiten erwies. Ebenso hatte er dem Director der

Theaterakademie Kirschner eine beträchtliche Summe eingehändigt, damit er Louisens Ausbildung unentgeltlich übernehme, denn Brandis wollte den Wunsch seiner Braut, zur Bühne zu gehen, nicht bloß unterstützen, sondern hatte gerade den Wunsch, daß Louise, von deren Talent er fest überzeugt war, eine bedeutende Stellung sich in der Kunstwelt erringen sollte.

Hatte sie ihr Talent erprobt, so war sein Vermögen für sie eine gewaltige Stütze, das ihr eine unabhängige, freie, künstlerische Stellung sicherte.

---

### Elftes Capitel.

#### Arbeit adelt.

Gehen wir auf einige Monate zurück. Wir sind in Sobels Bierhalle draußen in Fünfhaus an der Mariahilfer Linie. Der große Saal ist mit Arbeitern, ihren Frauen und jungen Mädchen angefüllt. Auf der Tribüne sehen wir eine verhüllte Büste.

Es ist eine Erinnerungsfeier an Ferdinand Lassalle, den gewaltigen Mann, der, ausgerüstet mit allen Waffen der Wissenschaft,

klar, einfach der deutschen Arbeiterpartei ihr Ziel vorgezeichnet und der ihr den Weg, auf dem allein sie dieses Ziel erreichen kann, gewiesen.

„Die Priester der alten Religionen reden da immer von Offenbarungen Gottes. Das ist nicht wahr. Es gibt nur eine Offenbarung, und die findet fortwährend, ununterbrochen statt und das ist die Offenbarung des ewig wirkenden, forschenden, schaffenden Menschengewisses. Die Männer aber, welche die Schätze des Wissens dem Volke verkünden, welche so Hebel des Fortschrittes in der Menschheit sind, das sind die wahren Propheten, die Messiasse, welche die Menschheit erlösen.“

Es ist ein junger Mann, der mit begeisterter Stimme von der Tribüne herab diese Worte in die Versammlung hineinwirft, es ist Hermann Hartung, der populärste und beliebteste Führer der Wiener Arbeiter.

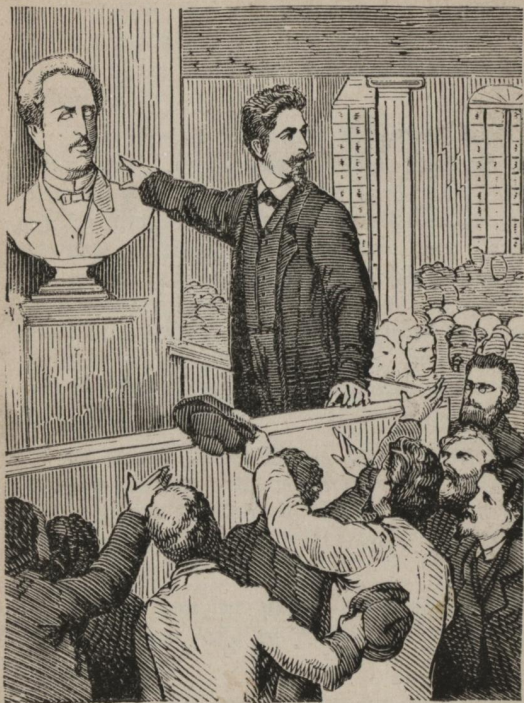
Er löst von der Büste die Hülle, sie fällt und Ferdinand Lassalles Antlitz schaut herab auf seine Anhänger.

Ein Jubelruf ertönt durch die Versammlung. Hoch Lassalle, hoch! riefen alle Anwesenden.

Seht her Arbeiter, ruft Hartung,







Seite 325r

auf Lassalles Büste deutend, seht her, dies ist Euer Messias!

(Siehe das Bild des sechzehnten Heftes.)

Erneuerte Jubelrufe ertönen und die ganze Versammlung stimmt den Lassallemarsch an, diese gewaltige Marseillaise der Arbeiter im mächtigen Chore singend.

Seitdem sind Monate vergangen. Hartung hat den fortgesetzten Verfolgungen, welche die Polizei über ihn verhängte, durch die Flucht nach der Schweiz sich entziehen müssen, aber die Männer, die wir damals bei Zobel jubelnd um die Büste Lassalles gedrängt sahen, Oberwinder, Scheu, Häcker, Baudisch, Groß, Schäftner, Berka, Eichinger, Gehrke, Pabst, sie sind der Fahne treu geblieben und trotz aller Verfolgungen und Maßregelungen, die sie zu erdulden haben, rasten sie nicht, unermüdet das Samenorn socialdemokratischer Erkenntniß unter den Arbeitern auszubreiten.

Oberwinders Bedeutung ist, wie wir bereits wissen, immer mehr in den Vordergrund getreten. Auf dem Eisenacher Congreß hat er und Scheu eine hervorragende Rolle gespielt und die tückischen Provokationen Mühlwassers sind an ihrer Ehrlichkeit gescheitert. Freilich schwebt das Dammoklesschwert der Verhaftung über ihnen, sie

wissen es recht gut, sie wissen, daß die Polizei nur auf den greifbaren Anlaß harrt, um sie unter schwerer Anklage vor Gericht zu stellen, aber gerade dieses Bewußtsein eifert sie an, macht es ihnen zur Pflicht, um so thätiger zu sein, damit, falls geschehe, was da wollen möge, Andere vorhanden sind, welche an ihre Stelle treten und ihre Posten ausfüllen.

Daran erkennt man ja das Große, Weltumgestaltende einer Bewegung, daß selbst unter den schwierigsten und ungünstigsten Verhältnissen sie immer neue Vertreter finden, welche Aufopferung und Kraft genug besitzen, die Lücken, welche in die Reihen der Kämpfer Schicksal, Verfolgung, ja selbst Verrath reißen, auszufüllen. Zu den begeistertsten Anhängern der Arbeiterpartei gehört auch der junge Bildhauer Dejeune. Es ist ein schlanker, hochgewachsener junger Mann, mit hellbraunem Haar und Schnurbart. Seine hübschen, regelmäßigen Gesichtszüge verrathen Intelligenz und Energie, während aus seinen blauen Augen Ehrlichkeit und Offenheit des Charakters hervorleuchten.

Seine Voreltern gehörten einer reichen und uralten französischen Adelsfamilie an, die vor der großen französischen Revolution in Frankreich im Heere, wie im Staatsleben, die höchsten Würden bekleidete. Durch die Revolution



um alle seine Güter gebracht, wanderte der Großvater des jungen Bildhauers nach Deutschland aus, aber noch jung und von besserem Geiste erfüllt, als die übrigen französischen Emigranten, verschmähte er es, das Almosen, welches die deutschen Fürsten den vertriebenen französischen Edelleuten schenkten, für sich zu beanspruchen. Er ließ sich in der Rheinprovinz nieder und da er zu Hause zu seinem Vergnügen sich der Bildhauerkunst gewidmet, etablirte er sich in der alten Stadt Köln am Rhein als Bildhauer. Seine Arbeiten fanden trotz der Kriegszeiten Anklang er selbst hatte ein bürgerliches, braves Mädchen geheirathet und als der Friede von 1815 kam, als ihm die Möglichkeit geboten war, in sein Vaterland zurückzukehren, hatte er sich bereits eine so behagliche Existenz geschaffen, daß er es verschmähte, wie Andere, die Gelegenheit der Restauration zu benützen. Er hatte in der Verbannung einsehen gelernt, welcher Segen die Revolution trotz ihren Ausschreitungen für die Menschheit gewesen, und er, der einstige strenge Legitimist und Anhänger des absoluten Königthums war soweit Republikaner geworden, daß er es vorzog in Deutschland als Bürger von dem Ertrag seiner Arbeit zu leben, als nach Frankreich als Edelmann und Nichtsthuer zurückzukehren

und seine Existenz den wechselvollen Launen des Königs zu verdanken.

Diese edle Gesinnung vererbte er auf seinen Sohn, der die Leitung des kleinen Bildhauer-geschäftes übernahm; und dieser benützte die günstige Friedenszeit so tüchtig, daß er bald eine gut eingerichtete Fabrik von Goldrahmen, Stukaturarbeiten und dgl. besaß, so daß seine Fabrikate überall Anerkennung und Absatz fanden. Trotz seiner Wohlhabenheit erzog der Fabrikant seinen Sohn zum Arbeiter. Er ließ ihm die beste Bildung angedeihen, aber immer und immer wiederholte er ihm, daß er vor allen Dingen danach trachten müsse, ein fleißiger, tüchtiger Arbeiter zu werden. Die Mittel des Vaters gestatteten den jungen Dejeune die größten Mittelpunkte der Industrie aufzusuchen und so finden wir ihn hier in Wien, namentlich zu dem Zwecke, um sich Kenntnisse in der Meerschäum-Bildhauerkunst, einem Zweige, der bekanntlich in Wien in höchster Blüthe steht, zu erwerben. Dies führte ihn auf ein Gebiet seiner Kunst, auf welchem er sich bisher wenig versucht hatte, auf das Modelliren von Köpfen. Seine ersten Proben gelangen, er bekundete namentlich ein entschiedenes Talent in der Auffassung und dem Wiedergeben von Portrait's. Er beschloß, sich zunächst dem Studium der Antike zuzuwenden und

nebenbei größere Versuche in der Modellirung von Büsten zu machen.

Wie wir wissen, war es dem Grafen Neckenstein gelungen, den Fürsten Zarewsky zum Ankauf eines Cementsteinbruches zu bringen. An und für sich wäre die Idee eine gute gewesen, wenn der Graf es verstanden hätte, die Sache praktisch auszubeuten. Statt dessen bewegte er sich in die abenteuerlichsten Projecten und wie wir an der Probe des neuentdeckten wunderbaren Seidenstoffes aus Schiffstauen gesehen, gelang es ihm, den schwachen Fürsten für die wahnsinnigsten Experimente zu gewinnen. Der Graf war ein guter, aber unendlich leichtsinniger Mensch, ein Schmetterling durch und durch, dem jede Beharrlichkeit fehlte, auch nur die unbedeutendste, kleinste Arbeit anhaltend und ausdauernd zu verrichten.

Selbst ein geschickter Bildhauer, wenn gleich auch als solcher zu unstät, um sich an eine bestimmte Arbeit oder Richtung zu fesseln, beschloß er in der von dem Fürsten angekauften Fabrik in Baumgarten eine Bildhauerwerkstatt einzurichten, um dort in Cement Ornamente und dergleichen anzufertigen. In diesem Atelier finden wir den jungen Dejeune. Er hatte diese Stellung angenommen, weil ihm gestattet wurde, seine Zeit ganz nach Belieben zu verwenden, so

daß er nur nach dem Stück bezahlt wurde. Auf diese Weise hoffte er den Besuch der Akademie mit seiner praktischen Ausbildung zu verbinden.

Graf Reckenstein, der bald das Talent des jungen Bildhauers erkannte, beauftragte ihn als erste Arbeit die Büste des Volksmannes Mühlfeld nach einer Photographie zu modelliren. Diese Arbeit fand Beifall.

Bei einem der Kunsthändler der inneren Stadt, auf dem Mehlmarkt, bei Carlo Banni, war ein in Cement gegossenes Exemplar dieser Büste aufgestellt.

Unter den Besuchern der eleganten Räume, in denen Carlo Banni die Erzeugnisse der plastischen Kunst ausgestellt hat, befand sich eines Tages auch die Prinzessin Gisela von Hochberg, in Begleitung ihrer Gesellschaftsdame Corinna von Nebell. Gerade die Büste Mühlfelds zog ihre Aufmerksamkeit auf sich.

„Wer ist der Künstler, der diese Büste gefertigt hat,“ frug sie den jungen Mann, der ihr im Auftrage Carlo Banni's, seines Chefs, zum Führer in dem Geschäftslocale diente.

Derselbe nannte den Namen.

„Wenn Sie die Adresse desselben wissen, so senden sie ihn zu mir. Ich habe die Absicht, eine



plastische Arbeit ausführen zu lassen, und er scheint mir der geeignetste Künstler dafür zu sein.“

Wir finden einige Tage darauf Dejeune bei der Prinzessin, welche ihm den Auftrag zu einer Arbeit ertheilt. Es sollte eine weibliche Gestalt dargestellt werden, welche ein Wappenschild und ein Kreuz zu Boden tretend, sich einem Altar nähert, auf dem die Embleme der Arbeit und des Wissens, Werkzeuge und ein Buch liegen. Die Gesichtszüge zu dieser weiblichen Figur war der ausdrücklicher Wunsch, sollten die der Prinzessin, die Auftraggeberin sein.

Gisela hatte nämlich beschlossen, sich vorläufig für längere Zeit in der Nähe Wiens niederzulassen, und hatte eine kleine Villa in Mödling angekauft, wohin sie sich zurückziehen wollte, um ganz unbeachtet ihren Neigungen leben zu können. Andererseits aber, obgleich sie nach Allem, was sie erfahren, die Absicht hatte, von Baron Hornay sich zu trennen, hielt sie es doch für ihre Pflicht, ihn zu beobachten, immer im Herzen die stille Hoffnung nährend, daß der von ihr so heißgeliebte Mann doch vielleicht ihr in einem falschen Lichte dargestellt worden sei.

Durch den Auftrag der Prinzessin war Dejeune gezwungen, bis er den Kopf derselben modellirt hatte, täglich eine oder zwei Stunden bei

ihr zuzubringen und es war natürlich, daß der Gegenstand Veranlassung zu eingehenden Unterhaltungen bot.

Gisela, selbst ein Kind des schönen, lebenslustigen Rheinlandes, fand an dem offenen Wesen des jungen Bildhauers Gefallen, und namentlich war sie überrascht durch seine vielseitigen Kenntnisse und seine, weit über den Stand eines Arbeiters hinausgehende Bildung.

Selbst als das Modell bereits vollendet war, forderte sie noch Dejenne auf, sie öfter zu besuchen, und ihr bei der Einrichtung ihrer Villa mit Rath und That zur Hand zu gehen. So bildete sich allmählig zwischen den beiden jungen Leuten jenes freundschaftliche Verhältniß aus, welches sich über die Rücksicht des Standes erhebt, und doch, weil es auf gegenseitiger Achtung begründet ist, die Grenzen, welche die Verschiedenheit des Geschlechtes zieht, respectirt.

Gisela fand allmählig in dem jungen Bildhauer den treuen Freund und Rathgeber, den zu besitzen sie so lange vergebens sich gesehnt hatte.

Sehen wir nun zurück zu jenem Abend, an welchem der Raubanfall auf den Fleischselcher Wolf verübt wurde.

Wie wir wissen, verließen Baron Meding und Knauer die Wohnung der Anna Gernerth, nachdem Meding in den Besitz der geraubten Papiere gelangt war und den Mörder belohnt hatte.

Auf der Straße angekommen, plauderten die beiden Männer wesentlich vertraulicher, als es in Gegenwart dritter Personen zu sein pflegte.

„Du hast nun erreicht, was Du erreichen wolltest, Du wirst aber nun hoffentlich desjenigen nicht vergessen, der Dir den Weg gebahnt,“ sagte Knauer zu dem Baron.

„Dummes Zeug,“ erwiderte dieser, „Du kennst mich - ja so lange, und es ist nicht das erste Mal, daß wir miteinander in einem Geschäft verwickelt sind. Bis jetzt wirst Du doch immer in mir einen anständigen Kerl gefunden haben, und so wird es später auch sein.“

„Die Zeiten haben sich doch geändert. Geht es Dir, woran ich nicht zweifle, auf Grund der Papiere und derjenigen, welche wir verfertigt haben, das Majorat der Grafen Westphalen in Besitz zu bekommen, vielleicht sogar, da es im Interesse der preussischen Regierung ist, den alten Namen Westphalen in einer protestantischen Linie fortzupflanzen, auch den Titel eines Grafen von Westphalen zu erhalten, so bist Du gesichert, und ich bin stets nur ein armer Kerl, den man

leicht unschädlich machen könnte, wenn er einmal später dem allmächtigen Herrn unbequem werden sollte."

"Was Du da sagst," unterbrach ihn Meding heftig, "Du weißt ja doch, was uns zusammenfittet."

"Freilich, weiß ich das und weiß auch, daß es heißt, Blut ist ein ganz besonderer Saft, aber manchmal will mir die Geschichte von damals gar nicht recht aus dem Kopf. Den Leichnam konnten wir unmittelbar nach der That nicht finden. Als wir am anderen Morgen zur Stelle kamen, war er verschwunden. Wie nun, wenn Dein älterer Bruder noch lebte, und wenn er plötzlich hier auftauchte."

Meding blieb stehen. „Donnerwetter," rief er, „was Du für Ideen hast. Mir scheint, Du wirst auf Deine alten Tage noch zum Geistesseher werden. Komm, es ist jetzt noch Zeit, gehen wir zu Sacher, und laß uns bei ein Paar Flaschen Eliquot die trüben Gedanken verscheuchen."

Sacher war bald erreicht und die beiden Männer begaben sich in den Salon.

Trotzdem längst die erste Morgenstunde angebrochen war, so war dort doch noch zahlreiche Gesellschaft. Wir sehen unter Anderen auch dort den ewig heiteren Baron Hönigsberg nebst dem jungen Baron Marburg mit manchen anderen



Lebemännern. Auch Damen sind in dem Kreise und namentlich entdecken wir die blonde Emma, die Geliebte des alten Hönigsberg, die Schwester der unglücklichen Kathi.

Den Tod ihrer Schwester hatte sie damals erfahren und hatte in höchst theatralischer Weise sich als unglückliche, trauernde Schwester aufgeführt, sogar die Spalten der in Wien erscheinenden Blätter mit Schmerzensschreien über den Tod der armen Verführten und mit Rachegeanken gegen den vermeintlichen Verführer angefüllt. Ihr Hauptzweck war dabei der, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen, da sie inzwischen sich hatte zur Volksfängerin ausbilden lassen und es gelang ihre Absicht auch vollständig, denn das Aufsehen, welches Kathi's Selbstmord machte, verschaffte ihren ersten Gesangsabenden ein ungewöhnlich zahlreiches Publicum, dessen größeren Theil sie durch Zoten, welche alles bisher Dagewesene übertrafen, zu fesseln wußte. So war Fräulein Emma eine gefeierte Volksfängerin geworden, deren Ruf sogar den der Wiener Theresia, Antonia Mannsfeld, zu übertreffen drohte, und der alte Baron Hönigsberg war glücklich, daß er, wie er glaubte, diesem Talent die Bahn geöffnet, und er achtete dabei wenig darauf, daß Emma ihm bei jeder Gelegenheit Hörner aufsetzte und sie sogar in

seiner Anwesenheit ihre frechen Kofetterien nicht unterließ. Die anderen in der Gesellschaft befindlichen Damen gehörten meistens dem Corps de Ballet an, Figurantinnen, welche eigentlich nur um ihre anderweite Lebensstellung zu maskiren, dem Namen nach ein Engagement an irgend einem Theater annehmen. Auch Herr Ritter von Festheim befindet sich in der Gesellschaft. Er sitzt aber ganz im Winkel, eifrig mit einer jungen Ballerine plaudernd, und als er den eintretenden Knauer bemerkt, sich noch mehr in die Ecke zurückziehend. Meding und Knauer nahmen Platz an einem der Seitentische und bald perlt der Champagner in ihren Gläsern.

„Ich sage Dir“, beginnt Meding leise, „haben wir nur erst einmal festen Boden unter den Füßen, daß die Papiere von der preußischen Regierung anerkannt sind, so macht sich die Sache von selbst. Der verrückte junge Graf geht nach Rom. Operiren wir geschickt, und hält unsere Geldquelle lange genug an, so ist es leicht, ihn dort zu beseitigen. Wer will contro- liren, welche Kugel und welcher Dolch in Rom ihn treffen.“

„Das ist schon recht, aber wie steht es mit dem Gelde? Mir scheint, mit dem Fürsten geht es zu Ende. Es ist jetzt schon verflucht schwer, einen polnischen Juden zu finden, der seine

Wechsel nimmt, und von dem Pariser Better hört man nichts und sieht man nichts."

"Verlasse Dich darauf, der Pariser Fürst Ladislaus zahlt und muß zahlen, sonst ist die Familie gänzlich auf dem Hund und für alle Zukunft um allen Einfluß bei den Polen. Dadurch aber wird der Zweck erreicht, der erreicht werden soll und den Zarevsky's sind die Hände gebunden."

"Und wenn nun aus dem Krieg nichts wird, wenn die politischen Verhältnisse sich ändern?"

"Der Krieg bricht unbedingt aus, darauf kannst Du Dich verlassen. Er ist bei beiden Theilen beschlossene Sache seit Jahren, jeder Theil hat längst gerüstet, nur will keiner den Anfang machen. Länger aber als ein Jahr hält sich die Geschichte nicht und Louis Napoleon muß los schlagen, sonst jagen ihn die Franzosen zum Teufel."

"Mir solls recht sein, wenn nur die Geschichte mit dem Fürsten so lange dauert, bis wir unseren eigenen Zweck erreicht haben. Der Graf treibt es gar zu unsinnig. Der Mensch verschwendet ungeheuerer Summen für dummes Zeug. Hat er doch jetzt ein vollständiges Bildhaueratelier eingerichtet und einen jungen Preußen, Dejeune, als Bildhauer angestellt. Der Teufel weiß, wozu."

„Dejeune, Dejeune?“ wiederholte Meding sinnend, „der Name kommt mir so verflucht bekannt vor.“

„Ja, natürlich, der alte verrückte Franzose, den wir damals, Du weißt schon wann, trafen hieß so. Wir haben uns noch unnöthiger Weise gefürchtet, weil der Kerl so etwas Geheimnißvolles, Unheimliches hatte, nachher war unsere ganze Furcht überflüssig, denn der Alte war am anderen Tage wie spurlos verschwunden.“

„Richtig, richtig! Jetzt erinnere ich mich. Du hast Recht, das war ein unheimlicher Kerl. Ich bin froh, daß ich ihm nicht mehr begegnet bin.“

„Teufel, was ist das“ rief Meding halblaut, plötzlich auffspringend.

„Was hast Du?“ frug Knauer, „Du machst ja Aufsehen im ganzen Local.“

Meding hatte sich gefaßt, aber er war immer noch todtenbleich, wie Jemand, der einen großen Schrecken ausgestanden, und es dauerte einige Minuten, bis er in der Lage war, die Frage seines Gefährten zu beantworten.

„Siehst Du die Glasthür dort?“ frug er Knauer.

„Gewiß, ich müßte ja blind sein, wenn ich sie nicht sähe. Sie führt in ein Seitencabinet,



welches wahrscheinlich heute besetzt ist, denn sonst ist die Thür meistens offen.“

„Nun denn, ich will auf der Stelle eines elenden Todes sterben, wenn ich nicht soeben den Vorhang bei Seite schieben sah und in der Rücke erschien das Gesicht des alten Franzosen von damals, von dem wir soeben sprachen.“

„Unmöglich!“

„Nein gewiß, ich schwöre Dir es zu.“

„Dann müssen wir uns Gewißheit verschaffen, denn wenn der Mann hier ist, und von uns Kenntniß erlangt, so droht uns ein Unheil. Ich habe eine unerklärliche Furcht vor ihm.“

„Ich auch, aber wie sollen wir ersehen, ob er es denn ist?“

„Wir wollen den Kellner fragen.“

Meding rief den Kellner herbei.

„Ist jemand in dem Seitencabinet dort“, frug er denselben.

„Ja, Herr Baron, drei Herren, jedoch sind sie in diesem Augenblick fortgegangen, sie können soeben erst das Haus verlassen haben.“

„Kannten sie einen derselben?“

„Gewiß, es waren der Herr Graf von Westphalen mit einem sehr alten und einem jungen Herrn.“

Meding wurde unruhig. „Wir wollen zahlen,“ sagte er, ich möchte, wenn möglich, den Grafen noch sprechen, hätte ich gewußt, daß er da drinnen sei, wäre ich zu ihm gegangen.“

Er versuchte es, diese Worte so gleichgiltig als möglich zu sprechen, während er seine Rechnung zahlte.

Dann ging er mit Knauer fort.

Sie waren kaum in der Kärntnerstraße angekommen, als sie sahen, wie drei Herren in einen Wagen stiegen, welchen Meding als die Equipage des Grafen Victor von Westphalen zu erkennen glaubte. Sie gingen einige Schritte nach vorwärts, da kehrte der Wagen um und fuhr vor ihnen vorbei.

Der Schimmer der Gaslaternen fiel in das Innere desselben und beide, Knauer sowohl, wie Meding, fuhren entsetzt zurück. Sie hatten beide das Antlitz des von ihnen so gefürchteten alten Franzosen erkannt.

## Zwölftes Capitel.

Die Stimme der Natur und die  
Tyrannei Roms.

Vater Josef hatte seit jenen Abend im Hotel Wunsch Laura nicht wiedergesehen. Er vermied es absichtlich sie aufzusuchen, und sie selbst schien ganz auf den jungen Priester vergessen zu haben. Freilich war in diesem die Leidenschaft zu dem Mädchen, welches er einst geliebt, und welches er in unmännlicher Schwäche und aus Vorurtheil so treulos verlassen, wieder erwacht, und seine Seele emporrte sich gegen das Priestergewand, welches sein Körper trug. Sein Geist tobte gegen dieses Gefängniß an, aber anderseits fehlte ihm die Energie und die Willenskraft, die Ketten, welche ihn fesselten, zu brechen.

Er kämpfte den gewöhnlichen Kampf, den die meisten begabten, jungen katholischen Priester durchzukämpfen haben, den Kampf des Herzens mit der vermeintlichen Pflicht. Er war freilich seit der Zeit, daß er von Laura sich trennte und in das Priesterseminar trat, ein Anderer geworden. Sein Geist war gewachsen, sein Willen erstarkt, aber gleichzeitig war auch sein Pflichtgefühl stärker geworden.

Die Satzungen der Kirche erschienen ihm heilig und unantastbar, so sehr er auch unter

ihrem Drucke litt, und so sehr er dagegen seufzte, und sein Herz sich dagegen aufbäumte.

Der Papst Pius IX. hatte es für seine Pflicht gehalten, das Gebäude der päpstlichen Herrschaft zu krönen und ein Concil zu berufen, um das Dogma der Unfehlbarkeit feststellen zu lassen. Es war dies weniger eine religiöse, als eine politische Action; denn dem Papst und den Jesuiten, die den an sich willenlosen, schwachen Greis vollständig beeinflussten, handelte es sich nur darum, die bedrohte weltliche Herrschaft, sei es durch den Ausspruch eines Concils, sei es durch den eines unfehlbaren Papstes in den Augen der Gläubiger zu befestigen.

Gerade von Deutschland aus erhoben sich gegen dieses Beginnen die gewichtigsten Stimmen, und es war bereits vor Anfang des Concils bekannt, daß der Fürsterzbischof von Wien, Cardinal Rauscher, auf dem Concile mit zu den Hauptgeguern des neuen Dogmas zählen würde. Auf Wunsch des Cardinals, an den Pater Josef von den Oberhirten seiner Diocese, Bischof Kettler von Mainz, besonders empfohlen war, beschäftigte sich Pater Josef mit einer gelehrten Abhandlung, deren Beweisführung gegen das neue Dogma gerichtet war.

Diese Studien waren es, welche in den jungen Priester das ganz von selbst vollzogen, was die



Gefühle seines Herzens zu bewirken nicht vermocht hatte. Er begann zu zweifeln. Je tiefer er eindrang, desto mehr Widersprüche in den einzelnen Kirchenlehren entdeckte er, und sobald nun an einem einzigen Punkte sein Glaube erschüttert war, wendete sich seine nunmehr erwachte Kritik ganz von selbst auch den anderen Punkten zu.

Um diese Zeit war es, wo ein Brief Laura's zu ihm in seine Zelle drang.

„Ich habe Sie nicht vergessen,“ schrieb sie ihm unter Anderen, „ich habe gesehen, daß unter der Eisrinde, welche falsche Erziehung und Einbildung um ihr Herz gelegt, noch die Funken wahren frischen Lebens glühen. Wecken Sie dieselben zu neuem Leben, das ist verdienstlicher, als alle frommen Werke.“

Pater Josef war jetzt empfänglich geworden für diese Anregungen. Er ließ zwar den Brief anfangs liegen, aber er las ihn immer und immer wieder, endlich beantwortete er ihn.

Dann kam ein zweiter Brief. Ein Briefwechsel entspann sich vom Hotel Wunsch herüber nach dem Kapuzinerkloster, und von dem Kloster nach dem Hotel, der immer lebhafter und lebhafter wurde. Auch der Inhalt der Briefe veränderte sich allmählig. Wie erstaunte der Pater Josef, als er diese Briefe empfing.

Welcher reiche, durchgebildete Geist sprach aus dem schönen jungen Mädchen zu ihm, welche Schärfe des Urtheils, welche Richtigkeit der Beobachtungen. Die einstige Schülerin hatte ihren ehemaligen Lehrer weit überflügelt. Hatte er seinen Geist vertieft in die todtten Bücher der Vergangenheit und im Studium derselben durch Grabgeruch und Moderduft gelähmt, so hatte Laura aus dem vollen Becher des Lebens getrunken, hatte durch ihre Schicksale gelernt, hatte sich, verwundet durch den Schmutz und die Gemeinheit, die sie oft umgeben, um ihr edleres, besseres Selbst zu retten, in die ideale Gletscherferne des Geistes gerettet, wohin der Schmutz des Alltagslebens nicht reicht.

„Sie schreiben mir, Glauben!“ schrieb sie ihm einst. Glauben Sie? Nein! Sie zweifeln, und ein Sandkorn Zweifel ist die Schneeflocke, welche an den Bergesabhang hinfällt, und mit ihrem kaum meßbaren Gewicht doch stark genug ist, die ganze Schneelast niederzureißen, daß sie als zerstörende Lawine zu Thal stürzt. Ist diese Lawine bei ihnen schon im Rollen oder bedarf es noch der Frühlingssonne, daß sie mit ihren Strahlen den Schnee zum Weichen bringe?

Ja, Frühlingssonne, Frühlingssonne des Herzens und des Geistes, die war es, wonach der arme Vater in seiner Klosterzelle sich sehnte.

Die Satzungen der Kirche erschienen ihm wie die unterirdischen Katakomben Rom's. Hinaus, hinauf wollte er auf die freie, frische Erde, zu dem blauen Himmel des Geistes, der von den goldenen Strahlen der Liebe erwärmt wird.

Laura wünschte ihn zu sprechen. Nicht im Hotel, sie wollte ihn außerhalb desselben sprechen. Sie wollte, wie es schien, vermeiden, daß wieder in ihnen beiden, wie damals am ersten Abende des Wiedersehens, die Gefühle entbraunten.

Sie bezeichnete ihm eine Kapelle des Stefansdomes. „Dort,“ schrieb sie ihm, „treffen wir uns am zwanglosesten, dort fällt es am wenigsten auf, wenn Sie als Priester mit einer Dame sprechen.“

Es war Abend. Es war zur Zeit der Vesper. Mit Herzklopfen ging er hin. Er bereute es unterwegs fast. Fühlte er sich stark genug, der überwältigenden Erscheinung gegenüber zu treten, jenem Mädchen, deren körperliche Schönheit ihn einst bezaubert und deren geistige Ueberlegenheit ihn jetzt gefangen hielt, fühlte er sich stark genug dann vielleicht ein Versprechen abzulegen, welches zu halten er niemals sich die Kraft zutraute, das Versprechen, seine Bande mit der Kirche zu lösen, aus einem gottgeweihten Priester etwas Höheres, ein Mensch zu werden?

Er traf Laura. Das Dunkel, welches in der Kirche und mehr noch in der Kapelle herrschte, zeigte ihm nur die Umrisse ihrer schönen Züge, aber er sah von Zeit zu Zeit ihr wundervolles Auge leuchten und fühlte den electrischen Druck ihrer Hand.

Sie sprachen lange mit einander. Niemand beobachtete sie. Laura frug ihn nach seinen Studien, nach seinen Plänen für die Zukunft. Sie war nicht mehr das Mädchen, welches sich an den Geliebten anschmiegt, sie war das selbstbewußte Weib, die geistesstarke Freundin, welche das Seelenleiden des Freundes kennt und ihm helfen, ihn heilen will.

Der junge Geistliche war hingerissen von Begeisterung. Er vergaß alle seine gefaßten Vorsätze, alle seine Zweifel an sich selbst, trunken hing sein Ohr an den schönen Lippen, welche ihm mehr Weisheit zu enthalten schienen, als die Schriften aller Kirchenväter.

Laura hatte anfangs in einem Betstuhle gesessen. Sie erhob sich und ließ ihren weiten leichten Mantel dort liegen. Elastisch schritt sie neben dem jungen Priester in das Innere der Kapelle. Hier hielten sie stille. Sie waren ganz allein.

Der junge Geistliche bebte am ganzen Körper.



„Laura,“ sagte er, „ich habe Dich wieder-  
gefunden, Du bist von jetzt das, was ich Dir  
einst sein sollte, meine Freude, mein Trost, mein  
Rath, meine Stütze; Laura, ich liebe Dich, aber  
nicht wie damals, nein, meine ganze Seele  
flammt auf in dem einen, einzigen Feuer zu  
Dir!“ Er faßte ihre Hand. Sie erwiderte seinen  
Druck; da, seiner selbst nicht mehr mächtig, den  
Ort, wo sie sich befanden, gänzlich vergessend, um-  
faßte er das Mädchen, welches in diesem Augen-  
blick ihm alle verheißenen Seligkeiten des Him-  
mels aufwog und drückte einen heißen, langen  
Kuß auf ihre schwellenden Rippen.

Da, wie die Posaunen des Weltgerichtes,  
schallt plötzlich eine Stimme hinter ihnen:

„Pater Josef!“

Wie vom Donner gerührt, drehte der Pater  
sich um. Cardinal Fürsterzbischof Rauscher stand  
vor ihm.

Wie gebrochen sank der Pater, die Hände  
faltend in die Knie.

„Hinterweg von diesen heiligen Ort, den Sie  
entweicht, aus meinen Augen, Unwürdiger, kraft  
meines bischöflichen Amtes suspendire ich Sie  
von diesem Augenblick aller kirchlichen Funktionen,“  
rief der Cardinal mit vor Zorn bebender Stimme.  
„Sofort begeben sie sich in ihr Kloster und er-“

warten die Strafe, die ich über Sie verhängen werde.“

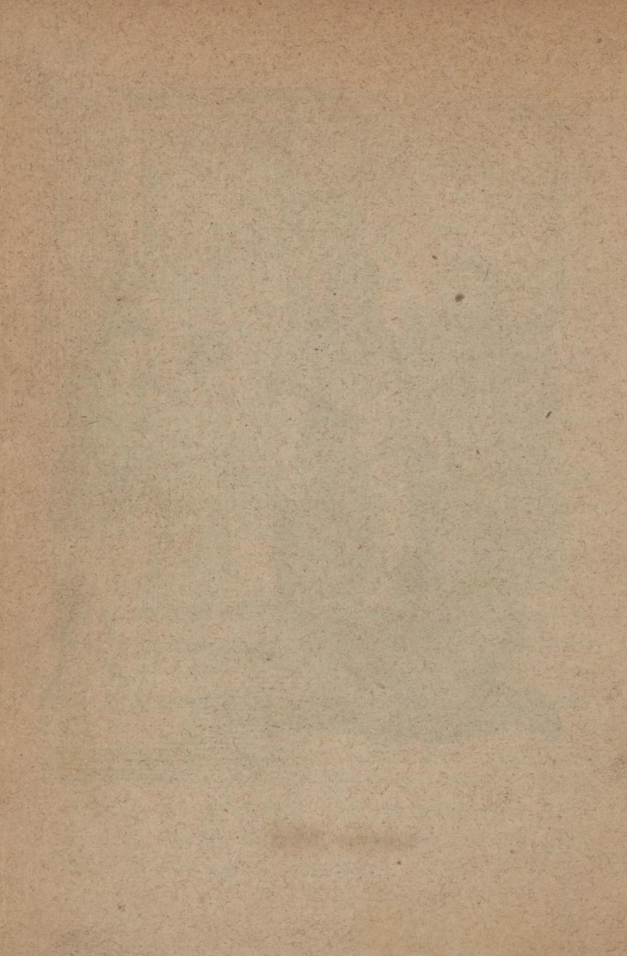
Pater Josef wagte nicht zu antworten, wohl aber trat in diesem Augenblicke Laura einige Schritte näher und ihre Hand erhebend, sagte sie mit ruhiger, würdevoller Stimme: „Der Priester soll vor Allem Mensch sein! Ein Unwürdiger ist der, welcher die Gesetze der Natur nicht achtet, und an ihre Stelle Menschenatzungen bringen will.“ (Siehe das Bild d. 17. Hefstes.)

Diese Worte erweckten den Pater aus seiner Schwäche. Bei dem Klange der Stimme des geliebten Mädchens sprang er empor.

„Herr Cardinal,“ sagte er so ruhig, als seine Aufregung es ihm gestattete, „ich nehme die Suspension dankbar an. Ich bin frei, die Ketten, welche mich fesselten, sind gebrochen. Ich war bisher ein Unglücklicher, ein Elender, weil ich einer herzlosen, eingebildeten Klasse angehörte, jetzt will ich ein Mensch, ein freier, guter Mensch sein.“ Er schritt Laura voraus, hängt ihr, ohne die Anwesenheit des Cardinals weiter zu beachten, ihren Mantel um, bot ihr, ohne Rücksicht auf sein Priestergewand, seinen Arm und schritt zur Kirche hinaus, die Blicke der Gasser, denen es noch nie geschehen, daß ein Geistlicher offen Arm in Arm mit einer jungen Dame ging, nicht im Geringsten beachtend.



Seite 346





Nie hatte Vater Josef so leicht und süß geschlafen, als in dieser letzten Nacht, die er im Kapuzinerkloster zubrachte. — — — — —

Baron Hörnay hatte von dem Augenblick an, wo er Laura, die er nur unter dem Namen Corinna kannte, gesehen, keine Ruhe mehr. Immer und immer wieder schwebte ihm das Bild des schönen Mädchens vor, aber sich ihr zu nähern, hatte er den Muth nicht; da er fürchtete Gisela zu begegnen und ihm es auf das Tiefste schmerzte, daß diese von jeder Verbindung sich losgesagt.

Obgleich kein Freund von langem Briefschreiben und auch durchaus nicht besonders der Feder gewandt, hatte er doch endlich sich aufgerafft und an Corinna einen Brief geschrieben, der zwar nur sein Verhältniß zu der Princessin Gisela von Hochberg behandelte, aber von dem er doch hoffte, daß er beantwortet werden würde, sei es, daß Gisela selbst ihm schreiben würde, sei es, daß Corinna in ihrem Auftrage, oder auch, wie er fast hoffte, aus eigenem Antriebe, ihm einige Zeilen senden würde. Er war als schöner und eleganter Officier so daran gewöhnt, im Sturme Mädchenherzen zu erobern, daß es ihm, zumal bei der untergeordneten Stellung, die seiner Ansicht nach Corinna als Gesellschaftsfraülein einnahm, ganz natürlich erschien, daß seine flüchtige

Begegnung mit dem jungen Mädchen einen bleibenden Eindruck auf das Herz desselben gemacht haben mußte.

Er strich sich daher selbstzufrieden seinen eleganten Schnurrbart, als ihm der Briefbote ein kleines Billet brachte, dessen Adresse ihn sofort erkennen ließ, daß Corinna die Absenderin sei.

Sie schrieb ihm :

„Herr Baron! Ich habe von Ihrem Schreiben Ihrer Durchlaucht Kenntniß zu geben mich beeilt, allein dieselbe hat es mir auf das Strengste untersagt irgend eine Antwort, sei es direct, sei es indirect, zu ertheilen. Wenn ich nun meine Pflicht verletze und das Gebot übertrete, so geschieht es lediglich aus dem Grunde, um meine bereits bestehende Ueberzeugung, daß ein so liebenswürdiger Cavalier auch treu ist, zu befestigen, und daß die Meinung der Frau Prinzessin auf einem Irrthum beruht. Ich werde heute Abend allein das Opernhaus besuchen und befinde mich in der Loge der Frau Prinzessin rechts. Sie können dieselbe leicht bei dem Logendiener erfragen.

Corinna v. Nebell.

Baron Hornay war nach Durchlesung dieses Briefes im höchsten Grade entzückt. Die Art und Weise wie Corinna dieses Rendezvous ihm

gab, bewies ihm, daß die Angelegenheit der Prinzessin für sie nur ein Vorwand war, um eine Besprechung mit ihm zu motiviren. Mit Ungeduld harrte er des Glockenschlages, der ihm die Theaterzeit verkünden sollte.

Er war daher nicht gerade sehr angenehm überrascht, als Elise von Treuensfels, gerade als er im Begriff war den Säbel umzuzschnallen, um zur Oper zu fahren, bei ihm eintrat. „Ich komme, Fritz, sagte das gute Mädchen, welches natürlich nicht ahnte, was bei ihrem Anblick in der Seele des Geliebten vorging, um Dich zu bitten, mich nach dem Burgtheater zu begleiten. Papa, der anfänglich mitgehen wollte, wurde vor einer halben Stunde zum Minister Dr. Giskra abgeholt. Da nun heute Abend nach dem Burgtheater eine Soirée bei dem Minister stattfindet, zu der ich geladen bin, so erwartet er mich dort, während ich vom Theater aus mit Fräulein von Giskra zu den Eltern fahre. Ich treffe die Tochter Sr. Excellenz im Theater.“

Hornay hatte nicht ohne Ungeduld und mit dunkel zusammengezogenen Augenbrauen diese längere Auseinandersetzung Elisens angehört.

„Im Theater bleiben“, erwiederte er, kann ich beim besten Willen nicht, ich bin heute Abends zu dem Honvedoberst Fejervary eingeladen und

da er mein nächster Vorgesetzter ist, kann ich nicht ausbleiben."

Elisens Auge wurde trübe.

„Wie schade“, sagte sie traurig, „ich hatte mich so gefreut, den Abend im Theater mit Dir zuzubringen und ich war fest überzeugt, daß Fräulein von Giskra, der ich Dich vorgestellt hätte, nachträglich Dich im Namen ihres Papa's für die Soiree eingeladen hätte. Es ist eine Dame, eine Prinzessin von Hochberg, heute Abends bei dem Minister, welche er noch in Brünn während des Krieges von 1866 kennen gelernt hat. Es soll eine sehr schöne, geistreiche Dame sein und ich bin sehr begierig, sie zu sehen.“

Weiter hätte dem Baron nichts gefehlt, als die Aussicht, möglicher Weise unter der Regide Elisens mit Gisela zusammenzutreffen. Er erschrack bedeutend bei dem bloßen Gedanken.

„Nein, mein gutes Kind, das geht entschieden nicht. Ich muß zu dem Obersten, das ist so gut wie Dienstpflicht, da kann ich nicht ausweichen. Ich entschädige Dich daher ein anderes Mal und Deine Prinzessin,“ setzte er leicht hinzu, „werde ich ja wohl immer noch zeitlich genug kennen lernen. Vorläufig bist Du die



schönste und liebenswürdigste Prinzessin, welche ich kenne, gib aber Acht, daß die Dame, mit der Du mich heute so gern zusammenbringen möchtest, Dir nicht etwa gefährlich wird.“

Er küßte dabei so zärtlich als es ihm bei seiner Gemüthsstimmung möglich war, Elise auf die Lippen und sagte dann:

„Nun aber Kind, laß uns eilen, denn es ist hohe Zeit, daß Du ins Burgtheater kommst und ich zu meinem Obersten.“

Bald darauf schritten Beide heiter plaudernd über die Ringstraße hin.

Es waren Richard Wagners Tannhäuser, der an diesem Abend im Opernhaus zur Aufführung kam. Gewiß hingen alle Zuhörer mit Entzücken an den Lippen der Sänger und trunken schauten die Blicke auf die prachtvollen Verwandlungen, welche die großartige Technik des Opernhauses ermöglichte.

Nur Einer war und blieb theilnahmslos, das war Baron Hornay. Es war ihm gelungen, die Loge der Prinzessin aufzufinden, und durch Zufall hatte er sogar das Glück gehabt, einen Sitz in der Loge dicht neben derselben zu erhalten.

Die Loge der Prinzessin war noch ganz leer obgleich bereits der erste Act seinem Ende sich näherte. Alle Gedanken Hornays waren bei dem schönen Mädchen, welches er sehnlichst erwartete, und doch wieder beschlich ihn ein unheimliches Gefühl. Das Bild Gisela's tauchte vor seiner Seele auf, aber zerfloß wieder wie in Nebel. Dann aber erschien vor seinen innerem Auge das Gesicht Elisens und die zarten, feinen Züge hatten einen solchen Ausdruck tiefen Schmerzes und Seelenleidens, daß dem Officier dieser Schmerz fast selbst fühlbar wurde.

Er fühlt sich beängstigt, als wenn er ein böses Gewissen hätte. Er hörte nur träumend die Melodien an seinen Ohren rauschen, es kam ihm selbst vor, als sei er der Taunhäuser und als sitze er verzaubert im Venusberg und die Venus, in deren Armen er ruhte, trug deutlich die Züge derjenigen, die er erwartete, die Züge der schönen Corina und die Elisabeth, die um ihn trauerte, trug die Züge Elisens.

Dann fielen ihm wieder Heinrich Heines wehmüthige Verse ein:

Frau Venus, meine liebe Frau,  
 Von süßem Wein und Küssen,  
 Ist meine Seele matt geworden,  
 Ich schmacht' nach Bitternissen!

Es schien ihm, als wenn die Bitternisse, nach denen er sich sehnte, jetzt schon über ihn hereinbrächen.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er an sich und seinem Zauber, den er auf Damen auszuüben sich bewußt war, zweifelte. Sollte ihn Corinna nur haben im Auftrage Gisela's prüfen wollen?

Er zermartete voll Ungeduld sein Gehirn mit allen möglichen Gedanken. Er wagte es kaum, nach der Loge herüberzublicken.

Da bemerkte er, daß ihm gegenüber und neben ihm die Blicke sich alle nach der Loge der Prinzessin richteten.

Die Logenthür hatte sich geöffnet. Voll Spannung hielt er den Athem an. Er hörte einen leisen, leichten Tritt, das Rauschen eines Seidenkleides, er sah in der Hofloge einige Herren eifrig die Köpfe zusammenstecken und die Operngucker nach der Nachbarloge richten, selbst der Erzherzog, welcher sich in der Hofloge befand, richtete seine Blicke nach der Loge der Prinzessin.

Endlich hatte er so viel Fassung gewonnen, um sich nach seiner Nachbarin umzuschauen.

Ja, sie war es, es war Corinna.

Ein Kleid von schwerer Rosaseide umhüllte  
Die Geheimnisse von Neu-Wien.

ihre schönen Formen, während ein kostbarer, leichter indischer Shawl noch für den Augenblick, um etwaige Berührung zu vermeiden, ihren Hals und ihre Schultern bedeckte. Der einzige Schmuck aber, den sie trug, war eine dunkelrothe Rose, genau eine solche, wie sie bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Hornah getragen hatte, und sein Herz pochte, als er dies bemerkte und der Gedanke durchblitzte ihn, daß diese Rose eine Erinnerung an jene erste Begegnung, eine zarte Aufmerksamkeit für ihn sei.

Bewundernd hingen seine Blicke an der prachtvollen Erscheinung.

„Sie ist schöner, als eine Fürstin,“ murmelte er vor sich hin, „was ist Gisela, was Elise, was sind alle Andern im Vergleich zu diesem herrlichen Weib.“ Und sie, der nicht bloß seine bewundernden Blicke galten, sondern welche der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Bewunderung eines großen Theiles der in den Logen befindlichen Herren war, saß so unbefangen, so ruhig da, als bemerke sie von alledem nichts und sie schien lediglich Auge und Ohr für die Bühne und was auf derselben vorging, zu haben.

Es kam die Wartburgscene. Der Sängerkampf und das herrliche Lied Tannhäusers.

Dann die Aufregung der Sänger, daß der Ritter im Venusberg gewesen.



Da, als Tannhäuser in Gefahr kommt, unter den Schwertern seiner Genossen zu fallen, als Elisabeth, ihre Würde als Fürstin vergessend, mit dem markerschütternden Aufschrei: „Haltet ein!“ dazwischen stürzt, um das Leben des Geliebten zu retten, da wandte plötzlich, wie unwillfürlich Laura ihr Gesicht dem Baron zu.

Es war ein einziger flammender Blick, der ihn traf, ein Blick, der ihm Hoffnung und Seligkeit zu verheißen schien.

Hornay glühte vor Ungebuld, der Angebeteten sich nähern zu können. Im Zwischenact gelang dies. Er betrat die Loge.

Laura empfing ihn freundlich, als habe sie es erwartet, daß er kommen würde. Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Laura antwortete anfangs in mehr zurückhaltender Weise, allmählig jedoch wurde die Diskussion lebhafter. Es schien, als vermeide Laura es absichtlich, den Namen Gisela's zu erwähnen. Sie sprach von der Oper, von der Tannhäuserfrage.

Hornay fühlte sich nie in seinem Leben einem Mädchen gegenüber so befangen, als in dem Gespräch mit Laura.

Sie schien es zu bemerken.

„Die Oper scheint Sie nicht besonders zu interessiren, Herr Baron,“ sagte Laura. „Sie haben dieselbe wahrscheinlich schon zu oft gehört.“

„Nein,“ entgegnete Hornay, „es ist das zweite Mal, daß ich dieser Oper beizuhne.“

„Dann,“ bemerkte Laura lächelnd, „haben Sie vielleicht die Rolle des Tannhäuser in Ihrem Leben selbst schon zu oft gespielt. Jeder Mann ist ja mehr oder weniger ein Tannhäuser, der über den blendenden Reizen der Venus nur gar zu leicht der treuen Liebe der Elisabeth vergift.“

Eine heiße Röthe flog über Hornay's Gesicht. „Ich mache eine Ausnahme, Fräulein,“ erwiderte er hastig.

„Vielleicht haben Sie die treue Liebe der Elisabeth bis jetzt noch nicht gefunden,“ entgegnete Laura und ihr Blick blitzte tief hinein in seine Augen, daß er von Entzücken durchschauert wurde.

Er wollte antworten. Da hob sich der Vorhang wieder und Laura wendete ihre ungetheilte Aufmerksamkeit nunmehr wieder der Oper zu.

Es kam jene Scene, wo Tannhäuser, heimgekehrt von seiner Pilgersfahrt nach Rom, seine Erlebnisse schildert. Der Papst hat ihm den Segen, die Verzeihung verweigert, weil er im Venusberg gewesen.

Wieder wandte Laura ihm ihr Antlitz zu und wieder traf ihn einer jener Blicke, die ihn so auf das Höchste aufregten.

Die Vorstellung war zu Ende.

Galant begleitete Hornay Laura hinab. Unten blieb sie stehen.

„Ich habe,“ sagte Laura, „unserem Bedienten den Auftrag gegeben, mir einen Wagen zu senden, doch es scheint, er hat darauf vergessen.“

Es war nirgends ein Wagen aus dem Hotel Wunsch zu entdecken. Sie warteten beide, bis sämtliche Wagen vorgefahren waren. Als der letzte herankam, sagte Laura:

„Nun gut, ich habe mich nicht getäuscht. In der Eile, die Prinzessin nach der Soiree zu begleiten, hat der gute Jean auf meinen Wagen ganz vergessen. Gehen wir also zu Fuß!“

Hornay wollte Einwendungen machen. Es wäre so leicht gewesen, einen Fiaker herbeizuholen, aber im Grunde war es ihm lieber, zu Fuß zu gehen, hatte er doch Gelegenheit, mit Laura länger beisammen zu sein.

Sie gingen miteinander plaudernd.

Mit wenigen Worten brachte Laura das Gespräch auf Gisela.

„Die Prinzessin hält Sie für untreu,“ sagte sie, „sind Sie es?“

Hornay wußte nicht, was er sagen sollte. Er half sich mit einer sehr plumpen Wendung.

„Nur in diesem Augenblick,“ antwortete er. Laura wandte sich lächelnd ab.

„Sie sind ein Schmeichler,“ erwiderte sie nach einer kleinen Pause.

Sie waren auf dem Mehlmarkt angekommen.

„Wir müssen uns trennen,“ sagte Laura, stillstehend.

Sie reichte ihm ihre Hand, die er voll Inbrunst drückte.

„Wann kann ich Sie wieder sehen“, erwiderte er in bittendem Tone.

„Ich werde Ihnen schreiben!“ antwortete Laura.

Er wollte ihre Hand an seine Lippen drücken, sie entzog ihm dieselbe.

„Sie wollen wieder einen Beweis Ihrer Untreue geben,“ drohte sie scherzend. Dann wandte sie sich um und raschen Schrittes war sie im Hotel verschwunden.

Hornay stand wie betäubt an derselben Stelle, ihr unverwandt nachblickend. Der Zauber, den Laura auf ihn ausübte, wirkte so bedeutend, daß er vollständig die Herrschaft über sich selbst verlor und ihm, dem Formengewandten, die Worte fehlten, um seine Gefühle auszudrücken.



## Dreizehntes Capitel.

O Lieb', o Lieb', Du Wonnemeer!

Der junge Bildhauer Dejeune saß draußen in Penzing in seiner Wohnung. Da er in der Fabrik des Fürsten Zarevsky in Baumgarten den größten Theil des Tages zu arbeiten pflegte, so hatte er sich in Penzing, von wo aus die Entfernung nach Baumgarten nur noch eine sehr geringe, eingemietht.

Es war ein kleines Glashäuschen, welches er bewohnte. Mitten im Garten stand es und der frühere Besitzer der Villa hatte offenbar zum Zwecke der Blumenzucht das kleine Häuschen erbauen lassen. Dejeune hatte nicht bloß wegen der Lage des Häuschens mitten im Garten es zu seiner Wohnung erwählt, sondern auch hauptsächlich deshalb, weil in demselben Hause ein alter Künstler wohnte, Namens Fabrice, der in Wien früher sich eines sehr guten Namens erfreut hatte und der ihm zu seiner Ausbildung manchen praktischen Wink gab.

Der junge Bildhauer sitzt vor seiner Arbeit. Es ist Sonntag Nachmittag und er ist mit Privatstudien beschäftigt. Er modellirt einen Frauenkopf, aber wie es scheint, will es ihm nicht recht gelingen, die Linien des Gesichtes so zu entwerfen, daß sie seinen Wünschen entsprechen.

Sinnend stützt er sein Kinn in die Hand. „So ist es nicht,“ sagt er, „merkwürdig, daß ich das Gesicht nicht wieder finden kann, und doch ist es so deutlich vor meinem Gedächtniß, als ob ich es mit Händen greifen könnte.“

Er steht auf und schaut nach seiner Uhr. „Ich habe heut' nun einmal keine Ruhe,“ beginnt er wieder, „und die Zeit schleicht, wie mit Krücken. Es sind noch fast zwei Stunden. Neugierig bin ich aber doch, ob sie Wort hält.“

Er zieht sich an und schlendert hinaus in die sogenannte Benzinger Au.

Nach ungefähr anderthalb Stunden lenkt er seine Schritte nach dem Schönbrunner Parke zu. Es sind, da es Sonntag ist, sehr viele Spaziergänger anwesend. In der Nähe des Haupteinganges gelingt es ihm, auf einer Bank einen Platz zu erhalten. Aufmerksam betrachtet er die Personen, welche in den Garten kommen.

Plötzlich erhellt sich sein Gesicht und rasch erhebt er sich. Er hat diejenige, welche er erwartet, gesehen. Rasch eilt er auf sie zu, da mäßigt er aber plötzlich seine Schritte. Sie ist nicht allein. Arm in Arm geht sie mit einem anderen jungen Mädchen, welches ebenfalls wie sie blonde Haare hat. Sollte es die Schwester sein?

Dejeune bleibt verlegen stehen, doch er ist

schon bemerkt worden und die beiden jungen Mädchen schritten auf ihn zu.

Hanni und Louise, die Tochter des Musikers Weninger, sind es. Wir sehen aus der einträchtigen freundschaftlichen Art und Weise, in welcher die beiden jungen Mädchen mit einander verkehren, daß Hanni bei ihren Vermiethern rasch sich eingelebt haben muß.

Hanni stellt Dejeune ihrer Freundin und diese ihm vor.

Es liegt auf dem jungen Mädchen ein bei ihrem Alter und ihrem Geschlechte seltener Ernst und manchmal streift sogar ein finsterner, absteigender Zug über das ganze sonst so hübsche Gesicht. Louise dagegen scheint namentlich heute in ihrer besten Laune zu sein.

„Sie müssen es nicht übel aufnehmen“, sagt sie zu dem jungen Bildhauer, „daß ich Sie des Genusses beraube, mit meiner Freundin allein zu sein. Sie hat mir so viel Interessantes von Ihnen erzählt, daß ich neugierig war, Sie kennen zu lernen. Sie wissen ja, Neugier ist ein Erbfehler an uns Evastöchtern.“

„Im Gegentheil“, erwiedert Dejeune, „freue ich mich über ihre Anwesenheit, weil ich überzeugt bin, daß dadurch unser Spaziergang noch interessanter wird. Doch wohin gehen wir. Ich schlage vor, nach Hiezing in die „Neue Welt.“

„Angenommen“, ruft Louise, „ich war noch nie dort und bin froh, einmal hinzukommen. Mein Bräutigam ist heute verreist und ich muß die Freiheit benützen, da er mit mir nie Sonntags an Vergnügungsorte geht.“

Hanni ist immer noch schweigsam geblieben. „Ich möchte“, sagt sie dann, „gerne vorher noch etwas in dem Garten spazieren, es ist lange her, seit ich nicht mehr hier war.“

Ihrem Wunsche wird entsprochen und die kleine Gesellschaft promenirt durch alle Theile des Gartens.

„Ist es wahr“, fragt Louise Dejeune, „daß Sie bei der Prinzessin Hochberg arbeiten?“

„Ja, ich habe früher für sie eine Gruppe gemacht, jetzt bin ich bei der Ausstattung ihrer Villa in Mödling beschäftigt.“

„Ich habe schon so viel von der Prinzessin gehört, sie soll eine sehr interessante Frau sein.“

„Gewiß. Sie ist sehr schön, sehr klug und sehr geistreich, ich habe nie geglaubt, daß eine Frau von so guten Eigenschaften existiren könne.“

„Sie scheint den Männern sehr gefährlich zu sein. Mein Bräutigam erzählte mir, daß sie sehr viel Aufsehen mache und mir scheint es, daß er Recht hat, denn Sie sind ja ganz begeistert, wenn Sie von ihr sprechen.“



„Jeder, der sie kennt, wird dies sein,“ entgegnet Dejeune.

Hanni sah ihn erröthend an. „Ist es wahr“, sagte sie zögernd, daß die Prinzessin eine Männerfeindin sei.“

Dejeune lachte.

„Nein, das ist sie nicht, aber andererseits ist es bekannt, daß es bis jetzt noch Niemandem gelungen, Eindruck auf sie zu machen.“

Sie hatten unter diesen und ähnlichen Gesprächen den Garten durchwandert und gingen nunmehr durch den Haupteingang wieder hinaus.

An der Schönbrunner Brücke fuhr im raschen Trabe ein Wagen an ihnen vorüber.

Ein einzelner Herr saß darin, der, als er die drei jungen Leute sah, sich rasch umwandte. Hanni war auffallend bleich geworden.

„Wer war das“, frug Louise.

„Der Fabrikant Ritter von Festheim“, entgegnete Dejeune.

„Kennen Sie ihn? Es schien, als wende er sich unseretwegen ab.“

„Ich kenne ihn nicht und habe nie mit ihm gesprochen“, erwiederte der Bildhauer.

„Ich kenne ihn“, sagte Hanni kurz. „Er kam zuweilen in das Haus, wo ich früher wohnte. Er besuchte meine Wirthin.“

Es war sichtlich, daß dem jungen Mädchen diese Begegnung und das daran geknüpfte Gespräch unangenehm war.

Dejeune, der dies bemerkte, wollte ein anderes Gespräch anknüpfen, doch wurde er daran verhindert.

Festheims Wagen war durch Unvorsichtigkeit des Rutschers einer anderen Equipage, welche ihm entgegenkam, zu nahe gekommen, hatte mit einem heftigen Stoß das eine hintere Rad derselben gestreift, so daß dieses in seinen Speichen brach.

Die Equipage, in welcher zwei Damen saßen, drohte umzufallen. Ein Schrei ertönte von den Lippen der beiden Insassinnen.

Rasch sprangen mehrere Spaziergänger hinzu und auch Dejeune verließ die beiden jungen Mädchen, um zu der bedrohten Equipage zu eilen.

Der Zusammenstoß war ohne gefährliche Wendung abgelaufen. Nur war das Rad gebrochen und die beiden Damen mußten aussteigen. Es waren Gisela und Corinna.

Gisela hatte kaum den jungen Bildhauer erkannt, als sie auch bereits freundlich grüßend ihn bat, sie zu begleiten.

„Wir müssen unbedingt nach Hiezing zu Fuß gehen, dort finden wir am leichtesten einen Wagen, der uns nach der Stadt zurückbringt.“

Dejeune war in einiger Verlegenheit. Er wußte im Augenblick nicht, was er mit Hanni und Louise, seinen beiden Begleiterinnen, die sich inzwischen auch genähert, anfangen sollte, doch Gisela's Liebenswürdigkeit half ihm rasch über diese Klemme hinweg.

„Ich störe Sie gewiß in Ihrem Spaziergang“, sagte Sie mit gewinnendem Lächeln, „denn wie ich sehe, sind Sie nicht allein, indessen werden die beiden jungen Damen wohl unserem Unfall Rechnung tragen und uns nicht verübeln, wenn wir uns der Gesellschaft anschließen.“

Dejeune stellte die Prinzessin Hanni und Louise vor und die Unbefangeneheit Gisela's half ihm und seinen beiden Begleiterinnen rasch aus der Verlegenheit, in welche Gisela's Erscheinen sie versetzt.

„Wollten Sie bereits nach der Stadt,“ frug Gisela.

„Nein,“ entgegnete der Bildhauer, „wir waren gerade im Begriff, nach Hiezing zu gehen, um dort die neue Welt zu besuchen.“

„Wie wäre es,“ meinte Gisela lachend zu Corinna, „wenn wir uns dieser Partie anschließen. Es kennt uns dort Niemand und ich hätte wohl Lust, das Wiener Volksleben einmal mit eigenen Augen zu sehen und aus eigener Anschauung kennen zu lernen.“

„Und wenn man uns kennt,“ erwiederte Corinna bestimmt, „was schadet das. Warum sollen wir nicht an demselben Vergnügen theilnehmen, was Hunderte ergötzt. Die Freude kennt ja keinen Standesunterschied.“

Dejenne wollte zwar eine Einwendung machen, indem er auf die Unbequemlichkeit des großen Menschenandrangs hinwies, aber es war dies vergebens. Und so mußte er wider seinen Willen, um das Incognito der Prinzessin, wie sie sagte, zu wahren, Gisela den Arm bieten, während diese ihren Arm Hanni bot.

Corinna und Louise folgten nach.

In der neuen Welt spielten mehrere Militärmusikchöre und die Kapelle von Eduard Strauß.

Die kleine Gesellschaft fand bald einen Tisch, um welchen sie sich gruppирte, und das Gespräch war bald im lebhaftesten Gange, nachdem namentlich Gisela auf das Bestimmteste gebeten hatte, jede Titulatur wegzulassen und sie nur entweder bei ihrem Vornamen oder kurzweg Fräulein zu nennen.

Gerade als eine Pause eingetreten war, näherte sich eine Truppe Officiere mit mehreren Damen der Gegend, wo die kleine Gesellschaft Platz genommen.

Ein leichtes Lächeln spielte um Corinna's Mund, als sie die Officiere bemerkte. Es waren



einige Herren von der ungarischen Leibgarde und einige Husaren- und Ublanenofficiere. Die Damen, welche sich in die ser Gesellschaft befanden, gehörten offenbar der besseren Demimonde an. Darauf deuteten ihre auffallenden, übertrieben eleganten Toiletten und ihr ebenso auffallendes Benehmen.

Die Gesellschaft ging dicht an dem Tisch vorüber, an welchem Gisela und ihre Freunde saßen.

Einer der Officiere, der eine üppige Blondine am Arme führte, ist Baron Hornay und seine Dame ist Emma, die Volksfängerin, die Schwester der unglücklichen Kathi.

Erst als er dicht an dem Tisch sich befindet, bemerkt er Gisela und Corinna.

Ein Schreck, wie er größer ihn wohl nie empfunden, durchzuckt ihn bei dieser unerwarteten Begegnung, so daß Emma mit lauter Stimme sagt:

„Aber was zuckst Du denn so, Du zerdrückst mir ja meinen Arm vollständig.“

Er hat keine Fassung, um sich zu entschuldigen. Er erwidert auf diese Bemerkung Emma's nur wenige verworrene Worte, daß er ein plötzliches, sehr heftiges Unwohlsein verspüre, dann, sobald er einigermaßen aus der gefährlichen Nähe

von Giselas Tisch gekommen, übergibt er Emma einem seiner Kameraden und eilt davon.

Er war ganz verwirrt. Er hatte Gisela und Corinna genau erkannt. Gisela war sehr bleich geworden, hatte aber sich rasch gefaßt und sich zu dem an ihrer Seite sitzenden, jungen Bildhauer mit einer Frage gewendet, während Corinna mit ruhigem, großen Auge ihn angesehen, als kenne sie ihn gar nicht.

„Sollte ich mich doch geirrt haben,“ murmelte er, „wie aber soll ich mir Gewißheit verschaffen, noch einmal passire ich die Stelle nicht, lieber will ich Spießruthen laufen, als noch einmal bei diesen Augen vorübergehen.“

Er hat sich in einen der entlegensten Theile des Gartens zurückgezogen und findet dort einen Platz, wo er unbeachtet seinen Gedanken nachhängen will.

Seit jenem Abend im Opernhause hatte er von Corinna keinen Brief mehr empfangen. Er erwartete täglich, stündlich, daß der Briefträger ihm einige Zeilen bringen werde. Und nun diese fatale, unverhoffte Begegnung, die alle seine Träume vernichten, seine Hoffnungen zerstören konnte. Daß Corinna ihn erkannt hatte, war zweifellos. Von Gisela wußte er dies nicht bestimmt, doch setzte er es stillschweigend voraus. Es berührte ihn dies weniger, denn er betrachtete Gisela für

sich für verloren, um so mehr, seit seine ganze Seele von Corinna erfüllt war.

Er mußte darüber Gewißheit haben, was Corinna jetzt von ihm dachte, aber wie er dieselbe sich verschaffen sollte, war ihm vollständig unklar.

In jedem Fall beschloß er, das Local zu verlassen, um einer zweiten Begegnung auszuweichen.

Das Publicum hatte sich in der Zwischenzeit noch vermehrt. Es war schwer für ihn, sich durch die Massen zu drängen. Doch endlich erreichte er den freien Platz, der vor dem Ausgang sich befindet. Bald hoffte er draußen zu sein, als plötzlich sein Name mehrmals gerufen wurde.

Nicht gerade angenehm überrascht, drehte er sich um, wer aber beschreibt seinen Schrecken, als er unter den Lustwandelnden den Baron Meding erblickte, der auf das harmloseste plaudernd an der Seite Corinna's dahinschritt, während Gisela mit dem jungen Dejeune und Hanni folgte. Den Schluß machte Louise mit zwei Herren, die ihm gänzlich unbekannt waren.

Seine Ueberraschung war so groß, daß er wie festgebannt stehen blieb, so daß die Gesellschaft dicht an ihn herankommen konnte.

„Lieber Hornath,“ sagte Meding, „ich sah Dich gerade im Begriff, dem Locale zu entschlüpfen, da Du wahrscheinlich lange Weile fühltest. Diese

Dame, Fräulein Ritter, erklärte mir, daß sie kürzlich Dich in der Oper zufällig gesehen, und so macht es mir ein Vergnügen, Gelegenheit zu geben, diese Bekanntschaft zu erneuern."

Hornay war auf das Peinlichste berührt. Offenbar hatte Meding soeben erst die Bekanntschaft Corinna's und Gisela's gemacht, und diese hatten, um ihr Incognito zu wahren, sich unter falschem Namen ihm vorstellen lassen. Meding war nämlich, was allerdings Hornay nicht ahnen konnte, in Begleitung des Grafen Reckenstein in die „Neue Welt“ gekommen. Reckenstein hatte dort seinen Bildhauer Dejeune mit seiner Gesellschaft, zu welcher inzwischen noch ganz unverhofft Dr. Brandis, Louisen's Bräutigam gestoßen war, gefunden.

Als Dejeune den Grafen erblickte und dieser Wiene machte, auf die Gesellschaft zuzugehen, hatte Gisela den Bildhauer ersucht, sie und Corinna als zwei Cousinen, welche beide fremd hier seien und den Namen „Ritter“ führten, vorzustellen. Dies geschah und Folge dieses Umstandes war nun, daß Meding wieder Corinna Hornay als Fräulein Ritter vorstellte. Wohl oder übel mußte Hornay nun bleiben.

Corinna begann in der unbefangenen Weise das Gespräch. Sie erinnerte ihn an die Aufführung des „Tannhäuser“ und sprach in so gleich-



giltiger Weise mit ihm, daß er allmählig wieder Muth faßte und seine Befangenheit, so weit es die Gegenwart Gisela's erlaubte, verlor.

Nach einer kurzen Promenade nahm man wieder Platz. So gerne Hornay sich auch empfohlen hätte, namentlich da er, sei es durch Zufall oder Absicht Corinnas, seinen Platz gerade gegenüber von Gisela erhalten hatte, und in ihm wieder die Furcht vor allen möglichen Berlegenheiten aufstieg.

Graf Neckenstein, der natürlich von allen diesen Vorgängen und Verhältnissen keine Ahnung hatte, erzählte dabei ganz harmlos, daß er kürzlich die Gruppe, welche Herr Dejeune für die Prinzessin Hochberg gearbeitet hatte, gesehen.

„Die weibliche Figur ist ein Portrait“, fügte der Graf hinzu, „die Prinzessin Hochberg hat Herrn Dejeune beauftragt, dieser Figur ihre Gesichtszüge zu geben. Ich kenne die Prinzessin persönlich nicht, aber ich finde, daß das Gesicht eine Aehnlichkeit mit dem Ihren haben muß, Fräulein,“ sagte er, zu Gisela gewendet.

„Wirklich“, entgegnete diese lachend, „das würde also heißen, daß ich auch eine Aehnlichkeit mit der Prinzessin Hochberg hätte.“

„Ohne Zweifel“, erwiderte der Graf, „doch“, fügte er hinzu, in der Absicht, eine Schmeichelei zu sagen, „ich meine das nur in Bezug auf die

äußere Schönheit, daß Ihre geistigen Eigenschaften jedenfalls viel größere und edlere sind, ist selbstverständlich.“

„Wieso, Herr Graf“, frug Corinna, „steht die Prinzessin Hochberg in so bösem Ruf?“

„Das gerade kann man direct nicht sagen,“ erwiderte dieser, „aber man berichtet Etwas von ihr, das gewissermaßen das Schlimmste ist, was man einem Weibe nachsagen kann.“

„Und das ist“, frug Corinna weiter, „Sie machen mich sehr gespannt.“

„Die Prinzessin Hochberg“, sagte der Graf pathetisch, „ist ein Original, ein weiblicher Sonderling, eine Art Männerfeindin, und dann erzählt man von ihr, sie sei eine Socialdemokratin.“

Corinna, Gisela, Doctor Brandis und der junge Bildhauer mußten unwillkürlich lächeln, als der Graf seine Anklage gegen die seiner Ansicht nach abwesende Prinzessin vorbrachte.

Meding aber lachte laut.

„Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Graf,“ sagte er, „aber Sie fassen die Sache, wie es scheint, wirklich zu ernst auf. Die Prinzessin ist jung, reich, langweilt sich vermuthlich, da kommt sie auf allerlei sonderbare Ideen. Fände sich ein Mann, der sie zu fesseln versteht, da würde sich das bald verlieren. Du, Hornay, solltest es versuchen, die Bekanntschaft dieser kleinen Prin-

zessin zu machen. Du bist ja ein Mensch, der bei Frauenzimmern Glück hat, vielleicht gelingt es Dir, und es wäre das für Dich doch ein ausgezeichnetes Fang.“

Hornah wurde purpurroth. Auch Gisela gerieth bei der Wendung, welche das Gespräch nahm, sichtlich in Verlegenheit.

Doctor Brandis befreite sie beide daraus.

„Da gerade von der Prinzessin Hochberg die Rede ist, so erinnere ich mich an den Grafen Westphalen, der kürzlich verhaftet wurde. Er ist ein Verwandter der Prinzessin. Heute ist er seiner Haft entlassen worden, weil sich keine Anhaltspunkte für seine Betheiligung ergeben haben. Wohl aber ist heute der beraubte Fleischselcher Wolf im allgemeinen Krankenhause gestorben, jedoch soll es möglich gewesen sein, ihn kurz vor seinem Tode noch polizeilich zu vernehmen.“

„Dann dürste also“, sagte Graf Reckenstein, „diese unheimliche Geschichte bald aufgeklärt werden. In der That, es ist um die öffentliche Sicherheit in Wien sehr schlecht bestellt. Man weiß nie, ob man in irgend einem öffentlichen Lokale nicht zufällig mit einem Mann zusammensitzt, der einen Raubmord oder etwas Aehnliches begangen.“

Es gibt ein altes Sprüchwort, dahin lau-

tend, man soll den Teufel nicht an die Wand malen.

Graf Reckenstein hatte diese Worte kaum gesprochen, als plötzlich ein Herr der Gesellschaft sich näherte. Er berührte leise den Baron Meding an der Schulter und flüsterte ihm im leisen aber sehr bestimmten Tone zu:

„Herr Baron Meding, ich bitte Sie, mir auf einige Minuten zu folgen.“

Meding erschrak sichtlich. Der Herr, der mit ihm sprach, war ihm bekannt als der Oberpolizeicommissär Breitenfeld, ein Beamter, dessen Geschicklichkeit in dem Auffinden schwerer und gewandter Verbrecher bekannt ist. Er entschuldigte sich mit wenigen Worten bei der Gesellschaft und folgte dem Polizeicommissär.

„Was ist das“, sagte Doctor Brandis, „das war ja Breitenfeld, was hat der mit dem Baron Meding?“

„Nichts, meine Herrschaften,“ sagte plötzlich ein anderer Herr, welcher in Begleitung Breitenfeld's hinzugekommen war. „Sie werden dies übrigens sofort genau erfahren, denn ich muß Sie alle, so unangenehm es mir wegen der anwesenden Damen ist, ersuchen, mit Vermeidung jedes Aufsehens mir in das Zimmer des wachthabenden Polizeicommissärs hier im Locale zu folgen.“



Die Gesellschaft war wie vom Donner gerührt. Was war geschehen? Niemand hatte von dem Zusammenhang eine Ahnung.

Man mußte natürlich der Aufforderung des Polizeibeamten Folge leisten.

Im Zimmer des wachhabenden Polizeicommissärs befand sich der Obercommissär Breitenfeld.

„Ich muß,“ sagte er in der höflichsten und verbindlichsten Weise, „mich bei den Herrschaften entschuldigen, daß mein Amt mich gezwungen, das Zusammensein in so unangenehmer Weise zu stören. Baron Meding ist durch die Geständnisse zweier Personen, welche den Raub bei dem Fleischselcher Wolf verübt haben, hart beschuldigt, der Urheber dieses Raubes zu sein. Ich muß, um der Formalität des Gesetzes zu genügen, nachdem das Gericht die Verhaftung des Baron Meding verfügt hat, die Herrschaften bitten, mir nur zum Zweck einer späteren etwaigen Vorladung die Namen mitzutheilen.“

Es war für Gisela und Corinna peinlich genug, nun plötzlich ihre wahren Namen angeben zu müssen, und namentlich war Graf Reckenstein vor Schrecken fast erstarrt, als er erfuhr, daß die von ihm so scharf kritisirte Prinzessin von Hochberg dieselbe Dame sei, an welche er seine

Worte gerichtet. Auch für Hornay war die Sache sehr peinlich, da Meding ihn als seinen Freund aufgeführt hatte, und Corinna sowohl wie Gisela seltsame Schlüsse auf die Verbindung des jungen Officiers machen konnten.

Als die Reihe an Hanni kam, ihren Namen zu nennen, und diese nach einigem Zögern und Erröthen denselben nannte, sah Breitenfeld das junge Mädchen scharf an.

„Sie sind die Tochter der Anna Gernerth im Freihaus am Naschmarkt.“

„Ja,“ entgegnete Hanni.

„In diesem Fall,“ erwiderte der Beamte, „muß ich Sie vorläufig hier zurückbehalten und zunächst zu Ihrer Vernehmung in das Landesgericht abliefern. Ihre Mutter wurde heute früh als Mitschuldige bereits verhaftet, und da Sie in der fraglichen Nacht in der Wohnung Ihrer Mutter anwesend waren, so liegt der Verdacht der Mitschuld auch auf Ihnen.“

Das arme Mädchen war todtenbleich und einer Ohnmacht nahe geworden.

„Ich bin ganz unschuldig,“ sagte es mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

„Herr Obercommissär,“ rief der junge Dejeune im leidenschaftlichsten Tone, „das junge Mädchen ist unschuldig. Sie können, Sie dürfen es nicht verhaften.“

Der Beamte zuckte mit den Achseln.

„Es ist leider meine Pflicht,“ bemerkte er.

„Ich biete jede beliebige Summe als Bürgschaft,“ sagte Gisela, „ich bin bereit, so lange hier zu bleiben, bis Fräulein von Nebell aus dem Hotel den nöthigen Betrag geholt hat.“

„Ich bedauere, Durchlaucht, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Ueber die Annahme einer Caution kann nur das Gericht entscheiden.“

Dejeune befand sich in der höchsten Aufregung.

Er hielt Hanni umfaßt, welche schluchzend an seiner Brust ihren Kopf verbarg.

„Du bist unschuldig“, sagte er, „ich glaube an Dich. Deine Unschuld wird an den Tag kommen. Verliere nur den Muth nicht.“

Es bedurfte alles gütliche Zureden des Beamten, um den jungen Mann zu beruhigen und ihn zu veranlassen mit der Gesellschaft das Local zu verlassen.

Hanni fuhr mit dem Obercommissär Breitenfeld in einem Fiaker nach der Stadt nach dem Landesgericht, wo bald eine Gefängnißzelle sie aufnahm.

Ende des zweiten Theiles.